

Fremde

ANDRÁS
PETŐCZ

F R E M D E

(Dreißig Minuten vor dem Krieg)

ROMAN

Übersetzt aus dem Ungarischen von Miklós Pataky

Gabriele Schäfer Verlag

Titel der Originalausgabe:
Idegenek, Budapest 2008
© András Petőcz, 2007
© Új Palatinus Könyvesház Kft. , 2008
Umschlagsbild: Rita Eszter Mecseki
Foto des Autors: Mária Zsámboki

**Veröffentlicht mit Unterstützung des Übersetzungs-Fonds
der Stiftung Ungarisches Buch, Budapest**

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN 978-3-933337-72-6

© Gabriele Schäfer Verlag
Herne 2010
www.gabrieleschaeferverlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf jedwedem Wege zu vervielfältigen, zu veröffentlichen oder zu speichern

*A Borbala Madrelle,
en souvenir de ses huit ans*

*Peut-être à cause des ombres sur son visage,
il avait l'air de rire.
(CAMUS)*

Ein Glas Wasser.

Er stellt es auf den Grabstein neben irgendeine gelbe Blume. Vielleicht Chrysantheme.

Ja, es könnte Chrysantheme sein. Ich weiß es nicht.

Ich kenne kaum die Blumen. Ich kenne das Veilchen und das Schneeglöckchen. Von den Chrysanthemen weiß ich, dass sie gelb sind. Deshalb denke ich, dass das hier eine Chrysantheme ist. Schließlich ist es ja egal. Weiße Blume, gelbe Blume, lila Blume. Die eine ist wie die andere. Die eine ist klein, die andere ist groß. Das ist der Unterschied.

Er stellt das Glas Wasser ab. Dann putzt er.

Er jätet.

Die Sonne scheint. Es ist warm.

Wir haben Sommer, Ende August.

„Wenn sie nachts wach werden, haben sie immer Durst. Man muss ihnen etwas hinstellen“, erklärt er. „Ein wenig Wasser, Fruchtsaft, sowas. Orangensaft trinken sie besonders gerne. Darüber freuen sie sich. Mit einem Wort, sie werden wach, kriechen unter der Erde hervor und suchen etwas zu trinken. Dann ist es

gut, wenn sie was finden. Essen tun sie nicht. Nur Durst haben sie immer. Ewig haben sie Durst. So sind sie nun mal. Vielleicht wegen ihrer Erinnerungen. Ich weiß es nicht. Es gibt wohl niemanden, der das sagen könnte. Auf jeden Fall seien Sie vorsichtig, man muss vorsichtig sein mit ihnen. Seien Sie vorsichtig, wenn Sie schon hier sind und helfen wollen. Aber wirklich. Es ist besser, wenn Sie es wissen. Wenn wir ihre Bitten nicht erfüllen, können sie sehr zornig werden. Aber *sonst* hat man keinen Ärger mit ihnen.“

Eine Katze kämpft mit einem Grasklumpen. Sie zerrt daran und will mit ihren Krallen seine Wurzeln ausgraben.

Sie ist wütend.

„Es nützt nichts. Man muss immer wieder um sie herum sauber machen. Das ist ganz schön öde. Glauben Sie mir. Dass immer alles so unordentlich ist. Auf die Ritzen zwischen den Steinen und den Betonplatten muss man besonders gut aufpassen. Da wächst sehr schnell Unkraut. Oder etwa nicht?“

Ich nicke. Zeige, dass ich einverstanden bin.

Dann helfe ich ihm beim Rausreißen eines Grasklumpens.

„Die Ordnung ist am wichtigsten. Ordnung muss sein. Das mögen sie. Wenn Ordnung herrscht, lassen sie einen in Ruhe. Aber wenn Unordnung ist, dann lassen sie einen nicht schlafen. Sie kommen mitten in der Nacht zu mir rein, wecken mich, sprechen zu mir. Sie treiben ihren Spaß mit mir. Sie können es tun, weil

sie wissen, wie ich bin. Sie kennen ganz genau meine Schwächen, sie wissen, was mich auf die Palme bringt. Sie haben leichtes Spiel. Sie reden mit mir so wie früher, vor langer langer Zeit in der Schule. Als wir noch jeden Tag zusammen waren. Aber sie reden nur dann so, sie ärgern mich nur dann, wenn es keine Ordnung herrscht oder wenn sie nichts zu trinken haben. Also wenn sie etwas stört. Deshalb tue ich es. Damit sie mich in Ruhe lassen. Ich tue es für meine eigene Ruhe. Ja, deshalb. Außerdem, irgendjemand muss doch auch diese Arbeit erledigen, nicht wahr?“

Ich lasse ihn reden.

Er spricht nicht den lokalen Dialekt, sondern die offizielle Landessprache wie übrigens fast jeder hier in dieser Stadt. Vollkommen korrekt, ohne Akzent. Keine fremde Intonation, kein falscher Laut.

Wie meine Mutter. Haargenau so wie meine Mutter. Er spricht so wie meine Mutter.

Mit derselben Genauigkeit.

Ich werde unsicher. Ob man mir anmerken kann, dass ich nicht von hier bin?

Konnte man es mir je anmerken, egal wann?

Darauf achtete auch meine Mutter am meisten. Dass man uns nichts anmerken kann.

Immer wieder sagte sie:

„Ein falsch verwendetes Wort, eine falsche Betonung, und es ist aus mit dir. Wir müssen in der Menge untergehen. Das ist das wichtigste.“

Aber das ist lange her, dass meine Mutter mir das sagte.

Fünfzehn Jahre etwa.

Es ist jetzt August.

Ich betrachte das Glas Wasser. Ich habe Durst.

Ich höre ihm zu, wie er erzählt, in der offiziellen Landessprache, ohne jeden Akzent.

Ungefähr zwei Stunden arbeiten wir so zusammen. Als ob wir das immer so gemacht hätten. Wir jäten Unkraut und servieren hin und wieder ein Glas Wasser.

Wir unterhalten uns nicht. Nur er allein redet. Es interessiert ihn auch nicht, ob ich ihm überhaupt zuhöre.

Er sitzt oder liegt auf dem Boden, so arbeitet er. Wenn er die Arbeit um eine Steinplatte herum beendet hat, sucht er sich einen Halt, um sich mühsam aufzurichten, dann klemmt er seine Krücke unter den Arm und geht weiter.

Er ist ziemlich beweglich. Noch ganz rüstig.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannt hat.

Mein langer, geblümter Rock ist bereits voller Schlammflecken, als ich die Gärtnerei endgültig satt habe. Ich will mich nicht von ihm verabschieden, ich habe keine Lust dazu.

Ich mag keine Abschiede.

Ich gehe einfach los. Raus aus dem Friedhof. Eine gute halbe Stunde ist es bis zum Stadtzentrum.

Das ist eine richtige Kleinstadt. Hier gehen die Leute früh ins Bett. Mit den Hühnern, wie man sagt.

Ich muss mich beeilen. Ich habe Angst, dass mich der Abend hier überrascht.

1.

Das Lügen hat mir meine Mutter beigebracht.

Wir packen.

Wir verstauen unsere Kleider, das Bettzeug, das Federbett, die Decken in Kisten. Eine Tasche füllen wir mit Töpfen, Pfannen und Geschirr.

Wir ziehen um.

Nie bleiben wir länger als ein halbes Jahr am selben Ort.

So sorgt meine Mutter für meine Sicherheit.

Beim Packen erklärt sie:

„Es reicht nicht, bewusst zu lügen“, sagt sie. „Man muss instinktiv lügen können. Aus der Hüfte sozusagen. Sehr glaubhaft. Nur so kannst du am Leben bleiben.“

Ich habe einen kleinen Rucksack, da packe ich meine Puppe und den Hund Bongó rein. Sie ziehen mit mir um. Sie gehören zu mir, ich passe auf sie auf.

Meine Mutter zieht auf einem Karren die Kiste, den Koffer die Taschen und die Schachteln in Richtung Bahnhof. In den Straßen um den Bahnhof herum

sind sehr viele Leute. Frauen, Männer und auch Kinder.

Und Hunde.

Die Hunde sind gefährlich. Viele von ihnen sind schon richtig ausgehungert.

Einige wollen ohne Gepäck den Bahnhof erreichen, andere versuchen es vollgepackt mit Koffern und Taschen. Es gibt welche, die genauso einen Karren haben wie wir.

Meine Mutter sagt, dass wir durch die Menge müssen, um zum Bahnhof zu gelangen. Sie ermahnt mich, mich gut am Karren festzuhalten, damit ich im Gedränge ja nicht untergehe.

Noch bevor wir uns auf den Weg gemacht haben, hat mir meine Mutter gesagt:

„Wenn wir uns verlieren, sehen wir uns vielleicht nie mehr im Leben wieder. Das musst du dir gut merken. Hier müssen wir weg, also gehen wir weg, koste es, was es wolle. Ich bringe dich an einen Ort, wo du eine Zeitlang in Sicherheit bist. Vielleicht sogar einige Jahre, wenn wir Glück haben. Aber dafür, dass ich dich wegbringen kann, müssen wir es erst mal zum Bahnhof schaffen. Es werden sehr viele Leute da sein. Verliere mich nie aus den Augen.“

Ich hasse die Menge. Die Leute drängen sich, wir kommen kaum voran.

Alle sind nervös.

Auch meine Mutter versucht nervös, sich selbst und dem Karren einen Weg zu bahnen, sie schreit jeden an, der nicht sofort zur Seite geht.

Schon von weitem ist die Musik zu hören, die aus dem Lautsprecher des Bahnhofes strömt.

Plötzlich verstummt die Musik, es kommt eine Durchsage in der offiziellen Landessprache.

Ich verstehe die Landessprache immer noch nicht richtig, nur den örtlichen Dialekt spreche ich fließend. Seit kurzem ist meine Mutter deshalb ganz schön sauer auf mich. Sie sagt, ich soll die Amtssprache jeden Tag lernen. Und sie sagt auch noch, dass ich ein Kind bin, also leicht Sprachen lerne und könnte eines Tages die Amtssprache fehlerfrei sprechen.

So sagt sie das.

Jetzt bleibt meine Mutter stehen und hört gespannt zu, was sie im Lautsprecher sagen. Dann zerrt sie noch fester am Karren, sie schreit eine alte Frau an, die vor uns geht, sie soll zur Seite gehen.

Auch während sie sich nach vorne drängt und den Karren zieht, hört sie nicht auf zu sprechen.

Sie redet ununterbrochen:

„Wenn man dich etwas fragt, antwortest du, aber du sagst nie die Wahrheit! Hast du verstanden? Wenn dich ein Soldat etwas fragt, stellst du dich dumm, oder du erfindest Sachen, die nicht wahr sind! Verstehst du?“

Ich frage:

„Warum?“

„Darum. Ist ja egal. Du sagst nicht, dass dein Vater tot ist. Das ist das wichtigste. Du sagst, dass er lebt. Du sagst nicht, wer wir sind, du sagst, wir sind Touristen, wir bereisen das Land. Wir machen einen Ausflug. Es ist egal, was du sagst. Sprich durcheinander. Du sagst, wir sind Bauern, deine Mutter ist es auch, und dein Vater baut Gemüse an. Schließlich leben wir ja davon, wir tragen Gemüse zum Markt, nicht wahr? Du sagst, dass wir Flüchtlinge sind, von drüben, jenseits der Grenze, dass wir von weit gekommen sind. Nur die Wahrheit sollst du nie sagen, hast du gehört? Niemals!“

Es ist nicht leicht, den Bahnhof zu erreichen. Meine Mutter sagte, am Bahnhof wird es schon besser, im Zug würden nicht mehr viele Leute sein.

Meine Mutter sagte auch, es ist möglich, dass wir einen ganzen Tag im Zug verbringen würden.

Wir fahren weit weg,

Meine Mutter weiß, wohin.

Auf uns wartet irgendwo ein Zimmer, eine Wohnung, etwas, was uns meine Mutter im Voraus organisiert hat, reserviert sozusagen.

Oder zumindest hat sie dafür gesorgt, dass uns jemand empfängt.

Sie hat es, wie gewohnt, am Telefon erledigt.

Ich weiß es, weil sie es seit Jahren immer so macht. Und immer sehr geschickt.

Endlich erreichen wir den Bahnhof, am Eingang stehen bewaffnete Wachen. Vor ihnen eine Absperrung aus Eisengitter.

Die Wachen prüfen die Papiere der Menschen, sie schicken fast jeden weg. Nur wenige Leute dürfen ins Bahnhofsgebäude.

Meine Mutter zieht die Karre ganz ans Eisengitter heran, dann ruft sie einem der Wachen zu:

„Pavel! Paolo! Wir sind da!“

Der Soldat erblickt uns, geht zu einem anderen Soldaten und flüstert ihm etwas ins Ohr. Der andere hört zu, dann scheint er etwas zu fragen.

Die beiden lachen laut.

Der Soldat, den meine Mutter Pavel oder Paolo genannt hat, tritt zum Eisengitter, schreit die dort herumstehenden Leute an und öffnet die Absperrung.

Meine Mutter ruft mir aufgeregt etwas zu, ich verstehe aber nicht, was sie sagt, weil es hier viel zu laut ist, alle schreien durcheinander.

Meine Mutter zieht den Karren an die andere Seite der Absperrung, ich folge ihr, wie sie mir befohlen hat.

Paolo tritt zu meiner Mutter, flüstert ihr ins Ohr, dann gibt er ihr einen Klaps auf den Po.

Er lacht.

Wir sind endlich im Bahnhofsgebäude. Die Wachen interessieren sich nicht mehr für uns.

Der Bahnhof ist fast vollkommen leer. Nur auf einem einzigen Gleis steht ein Zug. Meine Mutter zieht den Karren auf den Bahnsteig neben dem Zug, bleibt bei einer Wagentür stehen und erklärt, wir würden mit diesem Zug fahren.

Sie sagt auch noch, der Zug würde in einer halben Stunde losfahren.

Ich steige ein, um zwei Plätze freizuhalten.

Fast jedes Abteil ist voll besetzt.

Ich finde zwei freie Plätze. Ich lehne mich aus dem Fenster, winke meiner Mutter, damit sie mit dem Karren hier herkommt.

Meine Mutter schleppt die Gepäckstücke einzeln in den Wagen, die Kiste, die Koffer und die anderen.

Den Karren lässt sie auf dem Bahnsteig, man wird ihn abholen.

Sie sagt:

„Du bleibst hier, ich gehe und kaufe was zu essen und zu trinken. Du passt auf alles auf. Wenn jemand etwas anrührt, schreist du, wie du nur kannst.“

Ich kenne meine Aufgabe. Ich muss ja nicht zum ersten Mal auf unser Gepäck aufpassen.

Ich gucke zum Fenster hinaus, warte auf meine Mutter.

Ein bisschen aufgeregter bin ich schon, ob sie wiederkommt. Ich habe Angst, dass sie mich einmal vergisst und ich allein bleibe.

Ich denke, dass mich meine Mutter irgendwann mal bestimmt allein lässt.

Im Abteil sind außer mir noch drei Leute, ein Mann in Anzug und Krawatte, der Zeitung liest, eine junge Frau in Minirock, die in einer Illustrierten blättert, und ein Junge mit Brille, vielleicht Gymnasiast, in Jeans und Polohemd, der schläft.

Eine dicke Frau betritt das Abteil. Sie trägt ein Kleid mit Blumenmuster.

Sie schwitzt.

Sie wendet sich an mich:

„Hallo, Kleine! Hier gibt es doch einen freien Platz, nicht wahr?“

Ohne auf die Antwort zu warten, setzt sie sich.

Sie schnaubt, ist außer Atem.

„Schreckliche Hitze!“, murmelt sie vor sich hin.

Sie hat rot gefärbte Haare mit Dauerwelle. Auch ihr Gesicht ist rot von der Hitze. Ihr Kleid ist tief ausgeschnitten, man sieht ihre Brüste, groß und faltig.

Ich wende mich ab, schaue zum Fenster hinaus, warte auf meine Mutter.

Der Mann mit dem Anzug liest immer noch seine Zeitung. Das Mädchen, mit dem Minirock sieht die dicke Frau auch nicht an, sie blättert nur in ihrer Illustrierten als wäre sie taub.

Der Junge schläft.

Die dicke Frau beschäftigt sich weiterhin nur mit mir:

„Reist du allein, Kleine? Hast du Eltern? Wo ist deine Mutti?“

Plötzlich werde ich traurig, ich möchte weinen.

Die dicke redet weiter:

„Tja, so kleine Mädchen dürfen nicht allein mit dem Zug fahren, das ist gegen die Vorschriften. Sag mir, meine Kleine, gehst du schon in die Schule? Hat man dir nicht beigebracht, artig zu antworten? Ich werde dem Schaffner oder den Polizisten sagen, sie sollen etwas mit dir machen, es gehört sich doch nicht, dass so ein kleines Mädchen hier sitzt, ganz allein im Zug, so was darf man nicht erlauben. Kann es sein, dass du Waise bist und aus dem Waisenhaus abgehauen bist? Wie konntest du überhaupt in den Bahnhof reinkommen? Haben dich die Soldaten reingelassen? Oder hast du dich reingeschlichen? Und was ist das hier? Ist das dein Gepäck?“

Ich schaue die Frau an. Ich weiß nicht, was in meinem Blick sein mag, aber sie hört auf zu reden. Ich stehe auf, gehe zur größten Tasche meiner Mutter.

In dieser Tasche ist die Küchenausrüstung, die Töpfe, die Pfannen, das Besteck.

Darin ist auch das Beil meiner Mutter, mit dem die Leute nach dem Schweineschlachten das rohe Fleisch zerstückelt haben.

Das Beil ist schwer, ich brauche beide Hände, um es hochzuheben. Ich schaffe es kaum. Man muss damit gut aufpassen, es ist sehr scharf.

Ich ziehe es aus der Tasche raus, drehe mich zu der Frau um.

Ich mache zwei Schritte.

Dann lasse ich das Beil unerwartet fallen. Es schlägt mit der Spitze nach unten auf und bohrt sich neben dem Fuß der Frau in den Fußboden aus Plastik.

Die Frau beginnt, hysterisch zu brüllen. Der Mann mit dem Anzug starrt mir ins Gesicht, und das Mädchen mit dem Minirock springt erschrocken auf.

Der Junge schläft weiter.

Plötzlich geht die Tür des Abteils auf.

Es ist meine Mutter.

Ich habe die Geschichte damit begonnen, dass mir meine Mutter das Lügen beigebracht hatte. Aber ich muss dazu auch sagen, dass es hier nicht um das Lügen geht. Meine Mutter hat mir das Lügen beigebracht, damit ich überlebe. Das ist alles. Und das ist für sich allein noch nicht so interessant.

Ich weiß nicht, wozu ich am Leben bleiben musste. Es wäre alles viel einfacher, wenn auch ich so geendet hätte wie Amelie. Dann müsste ich jetzt diese Geschichte nicht erzählen.

Auch weiß ich nicht genau, ob ich wirklich deshalb am Leben geblieben bin, weil ich lügen kann.

Und ich weiß auch nicht, ob ich überhaupt gelogen habe. Klar, habe ich mal gelogen, jeder lügt mal. Auch die Erwachsenen. Mit Worten, mit Gesten, mit

Benehmen. Jeder, wie er kann. Weil jeder immer *überleben* will. Irgendetwas überleben. Wenn ich nur wüsste, wozu.

Als Amelie starb, hat sie gar nicht gelitten, wenn ich mich recht erinnere. Wir, wir haben gelitten. Wir, die ihren Tod miterlebt haben.

Ihren Tod und den der anderen.

Meine Mutter konnte übrigens sehr gut lügen. Sie log so glaubhaft, so aufrichtig, als ob jedes ihrer Worte die reine Wahrheit wäre.

Wenn sie log, hatte sie immer glänzende Augen. Man konnte sehen, dass sie das Lügen genießt und dass sie das für eine sehr kluge Sache hält. Und darin war sie tatsächlich die beste von all denen, die ich kannte.

Im Lügen nämlich.

Und doch, in dieser Geschichte geht es nicht ums Lügen. Das mit dem Lügen habe ich einfach so hingeschrieben.

Weil es immerhin typisch für meine Mutter war.

Übrigens, was meinen Vater betrifft, den habe ich nie gekannt. Nicht einmal seinen Namen wusste ich.

Und auch meine Mutter habe ich nie nach dem Namen meines Vaters gefragt.

Und nun werde ich es wohl nie mehr tun.

Bis zu meinem Alter von acht Jahren wanderten wir immer.

Ich war acht Jahre alt, als wir nach einer eintägigen Reise mit der Eisenbahn in der Kleinstadt angekommen sind, die ich heute noch als meine richtige Heimat empfinde.

Wir hatten Glück.

Der Pfarrer hat uns aufgenommen, er brauchte eine Haushälterin.

Meine Mutter willigte ein.

Der Pfarrer hat nicht gefragt, woher wir gekommen sind.

Auch keinen Ausweis hat er verlangt.

„Sie müssen sich ja eh anmelden“, sagte er. „Außerdem kontrolliert hier sowieso alles das vorübergehend hier stationierte dritte Armeekorps. Am besten reden Sie mit denen.“

Von alledem verstand ich nichts.

Meine Mutter jedoch zuckte nur mit der Schulter, sie bekam keine Angst:

„Das werde ich schon regeln.“

Der Pfarrer nickte nur.

Wir gehen die Soldaten besuchen. Die Kaserne liegt direkt neben der Schule.

Meine Mutter verkauft Kartoffeln, Steckrüben, Tomaten, Sellerie, Petersilie. Aus dem Garten der Pfarrei.

Meine Mutter ist eine schöne, junge Frau.

Sie sagt:

„Du guckst den Soldaten mutig in die Augen, du hast keine Angst vor denen. Hast du verstanden? Ich gehe rein zu dem Kommandanten, du bleibst in der Wachstube.“

„Warum?“, frage ich.

„Darum. Ist ja egal. Du bleibst dort und Schluss. Du wartest auf mich. Ich beeile mich. Spiele solange oder sowas. Stell keine unnötigen Fragen!“

Die Kaserne liegt gleich neben der Schule.

Wir nehmen das Gemüse mit, gehen zur Kaserne. Meine Mutter streichelt mir das Haar, sie lächelt:

„Hab keine Angst, die tun dir nichts.“

Ich habe Angst.

Meine Mutter winkt dem wachhabenden Soldaten, er öffnet das Tor.

Wir treten ein. Wir gehen über den Hof, sehen keinen Menschen.

Drum herum niedrige Gebäude. Ich merke, dass hinter einem der Fenster Menschen stehen.

Sie beobachten uns.

Meine Mutter scheint sich hier auszukennen. Sie geht energischen Schrittes zu einem der niedrigen Gebäude, vor dem ein Soldat mit Maschinenpistole Wache schiebt.

Über dem Eingang steht etwas geschrieben, was ich nicht lesen kann.

Zwar kenne ich schon die Buchstaben, aber diese Buchstaben sind mir unbekannt.

Bis jetzt hat mich meine Mutter das Lesen gelehrt.

Als wir umherwanderten, konnte ich nicht zur Schule gehen, meine Mutter wollte es nicht.

Nun hat sie aber gesagt, jetzt würde alles anders sein. Jetzt könnte ich in die Schule.

Vor dem Gebäude bleiben wir stehen.

Meine Mutter sagt:

„Also, du verstehst, ja? Ich gehe rein zum Kommandanten, und du wartest auf mich in der Wachstube. Du benimmst dich vernünftig, hast keine Angst, dir geschieht nichts. Hast du gehört?“

Ich nicke.

In der Wachstube sind drei Soldaten. Sie spielen Karten. Sie sind laut, lachen viel.

Der eine Soldat setzt mich auf einen Stuhl, sagt etwas in einer fremden Sprache, ich verstehe nicht, was.

Er spricht nicht die offizielle Staatssprache, sondern eine, die ich noch nie gehört habe.

Er sagt etwas in dieser fremden Sprache den beiden anderen, die lachen laut, der eine schlägt sich sogar auf die Schenkel.

Unter ihnen gibt es einen sehr großen, der spricht am meisten. Es sieht so aus, als wäre er hier der Chef.

Er redet und redet.

Dann wendet er sich mir zu:

„Kleine Mädchen kommen hier her. Sitzen Onkel auf Schoß.“

Ich schaue ihn nur an.

Der Soldat radebrecht die Staatssprache:

„Na, kommen schon her, nix Angst, kleine Mädchen.“

Ich gehe zu ihm, er fasst mich am Arm und um die Taille, hebt mich auf und setzt mich auf seinen Schoß.

„Gut sein, kleine Mädchen.“

Er beugt sich zu meinem Ohr und spricht leise. Er flüstert, aber ich verstehe nicht mehr, was. Er spricht wieder in jener fremden Sprache, sein Atem stinkt, ist unangenehm und warm.

Die beiden anderen gucken zu.

Der Große, in dessen Schoß ich sitze, hält mich immer noch an der Taille fest. Ich spüre, wie seine Hand schwitzt, ich denke, dass mein Sommerkleid Flecken abkriegt.

Meine Mutter wird schimpfen.

Strümpfe habe ich keine an, wir haben September, es ist warm. Mein Ruck rutscht hoch zu meiner Taille, er wird zerknittert.

Zum Glück habe ich ein Höschen an. Ich habe selten welches an, meine Mutter sagt, es ist zu teuer. Es lohnt sich nicht, Geld dafür auszugeben, und es schützt vor gar nichts.

Jetzt hat sie mir eine angezogen, weil wir zu den Soldaten kamen. Nur deshalb. Eigentlich ist es mein einziges Höschen. Es ist schön weiß, es gibt keine Muster darauf.

Es ist noch ganz neu.

Meine Mutter sagte, bevor wir losgegangen sind:

„Jetzt ziehst du dir dein Sonntagshöschen an!“

Ich sitze im Schoß des großen Soldaten und bin froh, dass ich nicht ganz nackt bin.

Ich weiß nicht warum, aber ich freue mich.

Der eine Soldat am Tisch steht auf, kommt zu mir und sagt etwas zu dem Großen.

Dann grinst er und tätschelt meinen nackten Oberschenkel.

Das ganze ist mir unangenehm, ich will mich befreien, ich spüre, dass ich gleich losheule.

Der große Soldat tippt mit dem Zeigefinger auf mein weißes Höschen:

„Schön.“

Er fummelt an meinem Höschen herum, als wollte er es mir ausziehen. Ich presse die Beine zusammen, ich lasse ihn nicht.

Ich werde mein Sonntagshöschen nicht hergeben.

Plötzlich ist mir so, als ob ich pinkeln müsste.

Ich kann es kaum noch zurückhalten.

Der große Soldat drückt mich an sich, ich strampele, will weg von ihm. Ich möchte aufs Klo.

Plötzlich lasse ich los. Mein weißes Höschen ist im Nu ganz nass.

Der große Soldat schupst mich fluchend zu Boden.

Auf seiner Hose ist ein Fleck.

Die beiden anderen, fremden Soldaten lachen laut auf.

Ich laufe raus auf den Hof. Ich erblicke meine Mutter in der Begleitung eines stämmigen, kahlköpfigen Soldaten.

Der Soldat vor der Wachstube meldet stillgestanden dem Kahlköpfigen.

Meine Mutter betrachtet mein Kleid, sie sagt nichts.

Wir gehen mit meiner Mutter nach Hause, ins Pfarrhaus.

Ich mag mit meiner Mutter Hand in Hand spazieren gehen. Die Sonne scheint, die Straße ist fast leer.

Schon am ersten Tag habe ich diese Stadt lieb gewonnen. Es freute mich, dass so wenige Leute hier leben. Wo wir herkamen, da war es immer voller Menschen. Und in der Menge hatte ich immer Angst, meine Mutter zu verlieren.

Dort standen sehr sehr hohe Häuser. Hohe Häuser und viel, viel Beton. Aber hauptsächlich die Menge, die habe ich gehasst.

Hier ist alles anders.

Überall ein- und zweistöckige Häuser. Vor den meisten Häusern ein kleiner Vorgarten mit hohem Eisenzaun.

Und die Straßen sind wie ausgestorben.

Wir nähern uns der Pfarrei.

Wir gehen langsam wie Leute, die nichts zu tun haben. Wir bleiben oft vor einigen Häusern stehen, meine Mutter erzählt etwas von der Fassade der Häuser, von den Fenstern oder von den Ornamenten um den Eingang herum. Manchmal ist sie richtig begeistert, sie sagt, das eine oder andere Haus ist sehr schön, und ich sehe ihr an, dass sie sich sehr freuen würde, wenn mir auch gefallen würde, was ihr gefällt.

Ich achte nicht auf meine Mutter.

In meinem Kopf spukt noch der große Soldat herum. Sein stinkiger und warmer Mundgeruch.

Meine Mutter bleibt stehen und sagt:

„Hörst du?“

Einen Moment lang höre ich gar nichts. Ich sehe nur meine Mutter, ihre gespannte Aufmerksamkeit, und eine Art Freude, ja Feierlichkeit an ihrem Gesicht.

Dann höre ich es auch.

Aus einem Fenster erklingt Musik. Leicht und spielerisch schweben die Rhythmen daher, eine heitere, wohltuende Musik.

Dann verstummt sie für einen Augenblick, um plötzlich wieder zu starten. Dieselbe Melodie.

Meine Mutter flüstert:

„Jemand spielt Klavier. Hörst du?“

Das Klavierspiel wird schneller, man hört auch ganz hohe Töne, dann kommt wieder die Melodie von vorher zurück.

Meine Mutter flüstert weiter, als ob sie ein Geheimnis verraten würde:

Das ist „Für Elise“, weißt du?

Und wieder verstummt die Musik, um plötzlich wieder zu erklingen. Dieselbe Melodie, die ich zuerst gehört habe.

Irgendwie ist es schön beruhigend. Wir stehen da, meine Mutter und ich, die Sonne scheint, die Straße ist ausgestorben.

Wir hören die Musik.

Meine Mutter sagt:

„Weißt du, ich konnte auch mal Klavier spielen. Sogar die 'Für Elise' habe ich gespielt. In meiner Kindheit.“

Aus dem Fenster des zweistöckigen Hauses hört man immer wieder dasselbe Motiv.

Ich höre es auch noch, als am Abend meine Mutter das Abendessen für mich und den Pfarrer bereitet.

Ich schließe meine Augen, und in meinem Kopf ertönen die leichten, spielerischen Klavierklänge.

Eigentlich weiß ich gar nicht mehr, ob meine Mutter das genauso gesagt hat, was sie gesagt hat. Da-

mals, als wir den Klavierspieler das erste Mal spielen hörten.

Aber wir haben die „Für Elise“ gehört, das ist sicher.

Es ist möglich, dass meine Mutter gar nichts gesagt hat, und dass wir einfach da standen, unter dem Fenster vor dem Eisengitter.

Den Titel des Stückes hat sie sicherlich gesagt, aber möglicherweise erst später.

Woran ich mich mit Sicherheit erinnere, das ist die Musik und das Eisengitter.

Und natürlich meine Mutter.

Dass ich sah, sie ist glücklich. Dass sie dort für einen Augenblick wirklich glücklich war.

Der stämmige Soldat mit der Glatze kommt regelmäßig zu uns ins Pfarrhaus.

Dann gehe ich ins Nachbarhaus zum Spielen.

Ich gehe nicht gerne ins Nachbarhaus. Ein Mädchen mit traurigem Gesicht wohnt dort, sie ist so alt wie ich, aber um einen Kopf kleiner.

Sie spielt dauernd mit ihrer einäugigen Porzellanpuppe, sie würde sie für keinen Augenblick loslassen.

Sie wohnt bei ihrer Großmutter.

Ich gehe zum Nachbar, es ist Sonntagmorgen neun Uhr.

So früh kommt der Soldat zu uns.

An der Tür empfängt mich die Großmutter:

„Was willst du?“

„Ist Amelie da? Ich komme zum Spielen.“

„Ist der Soldat wieder bei euch?“

Ich senke den Kopf. Ich spreche so, als ob ich mich verteidigen müsste.

„Er ist der beste Freund meines Vaters. Er bringt Nachrichten von ihm. Neulich hat mein Vater ausrichten lassen, dass er bald kommt und mir viel Geld und Spielzeug bringt. Mein Vater ist reich, er kann mir alles kaufen, was ich nur will. Er hat ein Auto, ein Haus, er hat alles. Wir werden bei ihm wohnen, und dann braucht meine Mutter auch nicht mehr zu arbeiten. Mein Vater versteht sich gut mit den Soldaten.“

„Dieser fremde Soldat ist ein Freund deines Vaters?“

„Ja. Er passt auf uns auf, auf meine Mutter und mich, weil mein Vater noch arbeiten muss.“

„Was arbeitet denn dein Vater?“

„Er ist Architekt. Er baut Häuser. Große, hohe Häuser. Aber nicht nur Häuser, auch Hotels und Krankenhäuser. Alles, was gut ist. Gut für die Menschen.“

Amelie erscheint in der Tür.

Sie drückt ihre Puppe an sich. Sie guckt mich an, dann ihre Puppe.

Sie hat Angst, dass ich sie ihr wegnehme.

„Komm, gehen wir mal spielen in den Garten“, sage ich zu ihr.

Der Nachbar hat einen großen Garten, man kann darin gut spielen. Es gibt dort sogar eine Schaukel und einen Sandkasten, aber die Sandkastenspiele mag ich nicht mehr so sehr.

Ich möchte Ball spielen, was wiederum Amelie nicht mag. Sie verliert immer.

„Komm mal, wir gehen in den Keller“, sagt sie.

Unsere Nachbarn haben einen sehr großen Keller. Groß und leer ist er.

Irgendwann war das ein Weinkeller, aber jetzt gibt es dort nur noch ganz wenige Fässer, und auch die sind leer.

Amelie wohnt allein mit ihrer Großmutter, ihre Eltern sind längst gestorben.

Wir gehen runter in den Keller. Es ist halbdunkel, nur eine einzige Glühbirne leuchtet als wir eintreten.

Man kann hier in mehrere Richtungen gehen, es gibt mehrere Gänge, die weiß Gott wohin führen. Alles ist muffig. Die Wände kann man nicht anfassen, sie sind feucht, glitschig und schleimig.

„Hast du Angst?“, fragt Amelie. Sie tut sehr mutig, aber sie drückt ihre Porzellanpuppe noch enger an sich.

Aus einem der Seitengänge hört man ein merkwürdiges Geräusch. Irgendetwas rasselt.

Wir erstarren.

Es ist eine hohe, spitze Stimme, wie wenn ein Baby weint. Dann wieder leises Gerassel.

„Das sind Ratten“, sagt Amelie, „Es gibt davon eine Menge, sie sind gerne hier. Aber es gibt auch andere Tiere. Meine Oma sagte, dass sich hier viele Tiere verstecken, besonders im Winter. Der Keller geht ganz tief unter den Berg durch. Einmal sind sogar die fremden Soldaten gekommen, um sich hier umzuschauen.“

„Aus der Kaserne?“

„Ja. Sie sagten meiner Oma, ich habe es gehört, dass es hier auch geheime unterirdische Gänge geben könnte. Sie sagten auch, dass sie sogar bis zur anderen Seite des Berges führen könnten, ganz bis zum Tal. Und dann sagten sie, dass wir aufpassen sollen und melden, wenn wir was Komisches merken. Sie sagten sogar, dass sie einmal kommen würden, um die Gänge zu sprengen. Damit die Fremden oder die Barbaren durch die unterirdischen Gänge nicht hier rüberkommen können. Aber sie sind dann doch nicht gekommen. Meine Oma hat eine Riesenangst vor den Barbaren. Sie sagt, die sind noch schlimmer als die Soldaten.“

„Wer sind denn diese Barbaren?“

„Weiß ich nicht. Ich habe noch nie einen gesehen. Sie laufen in komischen, langen Gewändern herum. Zumindest sagt das meine Oma. Und sie sagt auch, dass man Angst vor ihnen haben muss.“

Amelie betritt einen der Gänge des Kellers. Sie geht voran, bis sie noch etwas sehen kann. Dann dreht sie sich um:

„Man müsste eine Lampe haben, um weiter gehen zu können. Sonst ist es unmöglich.“

Es ist kalt. Ich friere. Ich gehe zurück zur Tür.
Habe keine Lust, im Keller zu spielen.

Ich vertreibe mir die Zeit damit, dass ich in den umliegenden Straßen umherlaufe, ich erkunde die Gegend.

Meiner Mutter sage ich, ich gehe spielen, aber das stimmt nicht. Ich laufe bloß rum, weil ich neugierig bin und weil ich mich allein fühle.

Ich laufe in Richtung Kaserne und Schule, ich schaue in die Gärten, fahre mit meiner Hand über die dichten Eisengitter der Zäune entlang.

Bei der Kaserne biege ich in eine kleine, ganz enge Gasse ein, um über die Straße zurückkommen zu können, in der der Klavierspieler wohnt.

Die Straßen sind weiterhin leer, ich bin noch niemandem begegnet.

Manchmal kam es vor, dass ein Militärlastwagen an mir vorbeifuhr. Wenn so ein Lastwagen an einem vorbeifährt, wirbelt er immer eine Menge Staub auf, es ist dann ganz schwer, Luft zu holen.

Ich laufe in der Straße des Klavierspielers entlang. Ich laufe barfuss, weil es ein angenehmes Gefühl ist, mit den nackten Sohlen den warmen, weichen Boden zu spüren.

Vor dem Haus des Klavierspielers bleibe ich stehen, ich höre, wie er spielt. Das Ganze ist so, als ob die Musik aus meinem Inneren käme: Zusammen mit dem Klavier summe ich die Melodie von „Für Elise“.

Ich stehe vor dem zweistöckigen Haus und stelle mir vor, dass ich auch Klavier spielen kann.

Ich habe noch nie ein richtiges Klavier gesehen. Meine Mutter hat mir einmal in einem Buch gezeigt, wie das aussieht, ein richtiges Klavier.

Es war schön schwarz auf dem Foto in diesem Buch.

Jetzt stelle ich mir vor, dass ich in einem großen Saal am Klavier sitze, die „Für Elise“ spiele, und elegant gekleidete Damen und Herren meinem Spiel lauschen.

Ich stelle mir vor, dass ich zum Schluss aufstehe und mich verbeuge.

Und alle klatschen begeistert.

Meine Mutter sagte einmal, dass der Beifall *rauscht*. Damals wohnten wir noch nicht in dieser Stadt, sondern in einer anderen.

Ich erinnere mich, wir gingen an einem hohen Haus vorbei, dessen Fenster geöffnet waren. Durch die hörte man das Klatschen.

Und da sagte meine Mutter:

„Wie der Beifall *rauscht*!“

Wir gingen am hohen Haus vorbei, es war Sommer, die Sohlen unserer Schuhe blieben fast am

Pflaster des Bürgersteigs kleben. Ich schaute meine Mutter an und lachte laut.

Ich konnte kaum meine Mutter fragen, so sehr musste ich lachen:

„*Rauscht?*“

„Natürlich“, sagte sie. „Der Beifall rauscht. Hörst du nicht?“

Damals, in jenem Augenblick war alles sehr schön. Noch schöner als jetzt.

Dabei ist es hier, in dieser Stadt, auch schön.

Ich stehe vor dem Haus des Klavierspielers, und denke an jenes Lachen.

Ich bin jetzt auch nicht unglücklich, und doch, irgendwie ist jetzt alles anders.

Die Musik verstummt für einen Moment. Es ist still. Dann ertönt sie wieder, wer weiß zum wievielten Male, dieselbe Melodie.

Meine Mutter sagte immer, dass die Soldaten auf uns aufpassen. Sie sagte immer, dass wir den Soldaten immer ruhig vertrauen können, selbst dann, wenn sie unfreundlich sind.

Hier, in dieser Stadt gibt es viele Soldaten.

Bis jetzt kennen wir nur Soldaten. Meine Mutter mag ihre Uniformen, sie meint, sie sind hübsch und stark.

Aber ich sehe, dass meine Mutter trotzdem Angst hat. Nachts schreckt sie auf, so gegen drei Uhr. Zu einer Zeit, wo man normalerweise schlafen müsste.

Ich schlafe da immer, aber ich weiß, dass sie aufschreckt. Sie erzählt mir jeden Morgen, wie sie geschlafen hat, und ich weiß, dass sie nicht lügt. Sie erzählt mir immer, womit sie sich um drei Uhr herum beschäftigt.

Meistens starrt sie nur vor sich hin, denkt über ihr Schicksal nach. So sagt sie es mir.

Über ihr Schicksal.

Dann steht sie auf und guckt nach, ob die Tür zugesperrt ist. Manchmal betet sie sogar.

Sie betet immer zu der Heiligen Jungfrau Maria. Sie hat einen kleinen Rosenkranz, den betet sie ab.

Sie sagt, nachts kann sie besser erzählen, was für Sünden sie begangen hat, und wie. Sie sagt, dass sie ihre Sünden einfach in die Dunkelheit hineinbetet.

Angeblich hilft das.

Hilft, um wieder einzuschlafen.

Außer den Soldaten kenne ich nur den Pfarrer, und ich weiß auch, wo der Klavierspieler wohnt. Aber gesehen habe ich ihn noch nie.

Außerdem kenne ich noch das Magere Mädchen. Sie wohnt uns gegenüber.

Das heißt, gegenüber dem Pfarrhaus.

Ich nenne sie Mageres Mädchen, weil sie sehr mager ist.

Genau gegenüber der Pfarrei steht ein Lehmhaus.

Dort wohnt sie.

Im Fenster des Lehmhauses ist ein schwarzer Vorhang, man kann nicht reingucken. Das Haus sieht unbewohnt aus.

Und es ist sehr still.

Meine Mutter und der Pfarrer glauben auch, dass das Haus gegenüber unbewohnt ist.

Aber ich weiß, dass es nicht stimmt.

Mir ist warm, ich habe Durst. Ich sitze auf dem Bürgersteig vor dem Pfarrhaus auf dem Boden.

Ich langweile mich.

Mit meinen Fingern zeichne ich allerlei Dinge in den Staub.

Ich warte auf meine Mutter, die zu dem Soldaten mit der Glatze in die Kaserne ging, um unseren Papierkram zu erledigen.

Zumindest sagte mir das meine Mutter, dass sie nämlich deshalb in die Kaserne geht.

Ich bin nicht unruhig. Ich bin das Warten gewohnt.

Ich zeichne im Staub, während ich immer wieder das Haus gegenüber anschau. Das dient mir als Vorlage.

Ich versuche, es zu zeichnen.

Ich sehe, dass sich der schwarze Vorhang im Fenster des Hauses bewegt.

Es erscheint ein knöchriges Gesicht, aus dem zwei große Augen leuchten.

Das Gesicht eines Mädchens.

Sie drückt ihre Stirn an die Scheibe. Sie sieht mich an, ihr Mund bewegt sich.

Sie spricht zu mir.

Ich schaue sie an, verstehe aber nicht, was sie sagt.

Auch ihre Hand ist ganz knöchrig. Mit ihren dünnen Fingern zeigt sie jetzt auf ihren Mund.

Hinter ihr erscheint eine Frau, schaut mich eine Weile an, dann legt sie die Hand auf die Schulter des Mädchens.

Die Frau scheint sehr ruhig zu sein, sehr mild.

Das Magere Mädchen senkt den Kopf, sie dreht sich um.

Der schwarze Vorhang wird zugezogen.

Ich sehe wieder nur das Haus, mit dem schwarzen Vorhang am Fenster. Alles ist still.

Meine Mutter kommt, mit ihrem leichten Sommerrock spielt der Wind.

Sie ist gut gelaunt.

Als sie bei mir ankommt, bin ich gerade mit meiner Zeichnung fertig.

Im Staub vor dem Pfarrhaus sieht man das Lehmhaus gegenüber, im Fenster den Kopf eines jun-

gen Mädchens, aus dem zwei große Augen in die Leere starren.

Ich zeige meiner Mutter die Zeichnung.

Sie weiß, dass ich gut zeichnen kann. Ich zeichne gerne und viel. Wann immer ich kann, zeichne ich. Ich brauche dazu Papier, Bleistift, Feder, sowas.

Es ist teuer.

Deshalb mag meine Mutter auch nicht, wenn ich zeichne.

Sie fragt:

„Was hast du gezeichnet?“

„Das Mädchen gegenüber. Das Magere Mädchen. Ich nenne sie so. Sie wohnt dort, in diesem Haus“, ich zeige es ihr. „Sie hat immer Hunger. Ich weiß es, sie hat zu mir gesprochen.“

Abends fragt meine Mutter den Pfarrer:

„Wer wohnt dort, im Lehmhaus gegenüber?“

„Niemand“, sagt der Pfarrer, „das Haus steht seit Jahren leer.“

„Aber ich habe es gesehen“, mische ich mich ein, „da war ein Mädchen und mit ihr eine Frau. Und das Mädchen hat zu mir gesprochen. Wirklich.“

„Ich weiß nicht.“, sagt der Pfarrer, „Ich werde mal nachsehen. Es kann sein, dass du das Ganze nur geträumt hast, mein Kleines.“

An das Gesicht des Pfarrers kann ich mich nicht mehr erinnern. Er hatte keinen Bart und keinen

Schnurrbart, soviel ist sicher. Sein Gesicht war eher länglich als rund. Mehr kann ich nicht von ihm sagen. Er lief immer im grauen Priestergewand herum, mit Hosen habe ich ihn vielleicht einmal gesehen. Daran kann ich mich erinnern. Nur daran. Ich weiß nicht, was für ein Mensch er war, ob er mutig war, oder einfach nur Glück hatte. In der Stadt war der Pfarrer unser einziger Freund, das ist Tatsache. Er hat uns aufgenommen. Ihm hatten wir damals alles zu verdanken. Dass wir etwas zum Wohnen hatten und unsere Papiere in Ordnung waren. Wir vertrauten ihm sehr, das weiß ich. Meine Mutter und ich auch. Wir hatten auch keine andere Wahl. Was aus ihm wohl geworden ist? Ich weiß es nicht. Es wird viel erzählt. Man sagt, dass er rechtzeitig weggekommen ist. Ich weiß es nicht. Es ist sogar möglich, dass er noch irgendwo lebt.

Die Kaserne liegt gleich neben der Schule.

Morgens, wenn ich in die Schule gehe, sehe ich die fremden Soldaten. Durch den Zaun kann ich den Kasernenhof sehen, den ich schon kenne.

Auch der große Soldat ist da. Ich sehe, dass er da ist, aber ich gucke ihn nie an, weil ich nicht will, dass er mich anspricht.

Es ist früh am Morgen, ich gehe in die Schule. Vor der Kaserne stehen zwei Soldaten Wache, der eine ist der große.

Er sieht mich kommen und spricht mich an:

„Gut Morgen, kleine Mädchen. Du erinnern Ivan? Nicht haben Angst. Ivan tun niemand böses. Ich heißen Ivan oder Johnny, egal, wie du wollen.“

Ich stehe da und schaue ihn an.

„Nix böses tun Ivan, niemand. Ich haben eine kleine Mädchen auch, sein dir ähnlich. Zu Hause. Nix hier. Weit. Sehr weit. Gibt's Frau und Kind. Kind weinen nach Johnny. Ist sich sehr weit.“

Er zeigt mit der Hand, wie weit.

Er greift in die Tasche, zieht ein Stück Schokolade raus. Er reicht sie mir.

Ich tue so, als wollte ich sie nehmen, dann schlage ich sie ihm mit einer plötzlichen Bewegung aus der Hand und renne weg.

Die Schokolade fällt zu Boden.

Ich laufe rein, in die Schule.

Meine Mutter und ich bewohnen im Pfarrhaus gemeinsam ein Zimmer.

Das Klo ist auf dem Hof. In der Küche können wir baden, meine Mutter macht dort das Wasser heiß, gießt es in einen Trog, dann waschen wir uns.

Seife hat der Soldat mit der Glatze meiner Mutter geschenkt, denn in den Geschäften gibt es keine, außerdem hätten wir auch nicht das Geld dafür.

Der Soldat mit der Glatze kommt regelmäßig, er bringt immer etwas mit.

Wenn er mir etwas bringt, muss ich es annehmen.

Meine Mutter hat mir gesagt, dass ich vom Soldaten alles annehmen soll.

Der Soldat bringt eine Jacke mit. Es ist eine Kinderjacke, ich weiß nicht, wem sie früher gehört hat, jetzt gehört sie mir. Es ist eine rote Jacke. Ein bisschen ist sie mir noch zu groß.

Der Soldat lächelt, er guckt, wie gut mir die Jacke steht.

Er klatscht mir auf den Po, er lacht:

„Ana schönes Mädchen. Jacke sitzt ihr gut. Die Jungs gucken sie alle an! In die Schule!“

Er ist mit sich zufrieden. Er freut sich.

Ich stelle fest, dass er mich Anna nennt. Auch das hat meine Mutter erledigt.

An diesem neuen Ort haben wir einen neuen Namen.

Auch der Soldat mit der Glatze hat beim Besorgen der Papiere geholfen.

Meine Mutter sagte, man hatte uns alles gestohlen.

Der Soldat mit der Glatze stellte keine Fragen.

„Ah ja, Papier. Viele suchen echte Papier. Wir sehen Menschen, nicht Papier!“

Das war noch in den ersten Tagen. Zwei Tage, nachdem meine Mutter das erste Mal den Soldaten mit der Glatze aufgesucht hatte.

So habe ich ein neues Leben angefangen, an einem neuen Ort mit neuem Namen. Ich war damals acht Jahre alt.

An mein vorheriges Leben kann ich mich nicht erinnern. Zumindest kaum.

Amelie ist meine Klassenkameradin. Wir sitzen auf derselben Bank.

Sie wollte es so.

In der Schule hat sie übrigens ihre Porzellanpuppe nicht mit sich. Ich beginne, mich mit ihr anzufreunden.

Ich habe das Gefühl, dass wir in vielen Dingen ähnlich sind.

Der Lehrer schreibt am ersten Tag den Namen von jedem von uns ins Klassenbuch.

Auch mich fragt er:

„Wie heißt du?“

Ich schaue ihn nur an. Ich antworte nicht.

Der Lehrer ist geduldig:

„Du heißt Anna, nicht wahr? Du wohnst in der Pfarrei mit deiner Mutter.“

Ich schaue den Lehrer an. Er ist ein Mann mit schmalem Gesicht und Brille um die dreißig.

Mit seiner Krücke bewegt er sich ganz geschickt.

Er hat nur ein Bein.

„Antworte, wenn ich dich frage. Die Frage verstehst du, nicht wahr?“

Ich lege meinen Kopf auf die Schulbank.

Ich warte.

Der Lehrer kommt näher, er stützt sich auf seine Krücke, um beide Hände frei zu haben.

Er will mir die Haare streicheln.

In diesem Moment springe ich auf. Beim Wegrennen trete ich ihm die Krücke weg, worauf hin er in seiner ganzen Länge hinfällt.

Aus der Tür blicke ich auf ihn zurück. Er liegt am Boden:

„Fassen Sie mich nie an!“, brülle ich.

Ich trete aus dem Schulhof auf die Straße.

Das Wetter ist sehr schön. Ich genieße die Sonne, die mein Gesicht wärmt.

Eigentlich weiß ich gar nicht, warum ich niemandem traue. Meine Mutter sagte, dass ich auch dem Lehrer trauen kann, und von den Soldaten alles annehmen darf.

Wahr ist, dass es in mir etwas Bitterkeit gibt. Meine Mutter sagt, das ist ihre Schuld. Nämlich, dass ich misstrauisch bin. Und das ist deshalb so, weil ich keinen Vater habe.

Klar, wenn ich einen Vater hätte, dann wäre ich selbstsicherer, sagt meine Mutter, und sie sagt auch, dass es die Angst ist, die in mir die sinnlose *Aggression* auslöst.

Dieses Wort pflegt meine Mutter zu benutzen. Sie sagt, ich bin ungewöhnlich *aggressiv*, obwohl es keinen Grund dazu gibt, höchstens den, dass ich keinen Vater habe. Sie sagt auch, dass wir bis jetzt oft umhergewandert sind, weil wir immer von irgendwoher flüchten mussten.

Eigentlich weiß ich nicht einmal, warum wir immer flüchten mussten. Aber meine Mutter sagt, damit ist jetzt Schluss, hier ist Ruhe, wir sind in Sicherheit, und sie hat sogar Arbeit.

Sie sagt auch, dass sie sich mit den Soldaten angefreundet hat, die werden ihr alle behilflich sein, auch der Pfarrer ist nett, also werden wir es gut haben.

Und dann bittet mich noch meine Mutter, nicht so *aggressiv* zu sein.

Dieses Wort mag sie sehr.

Ich gehe fast jeden Tag zu Amelie rüber, um zu spielen.

Wir haben beschlossen, den Keller zu erkunden. Ich bringe ihr allerhand Dinger, die nützlich sein können.

Im Schuppen der Pfarrei finde ich Seil, eine Hacke und eine Schaufel. Außerdem finde ich eine Petroleumlampe, die der Pfarrer nur bei Stromausfall benutzt.

Amelie ist zufrieden.

Wir gehen in den Keller und nehmen uns einen Gang vor.

Nur so, auf gut Glück.

Wir leuchten mit der Petroleumlampe.

Wir gehen langsam, lassen den Ratten Zeit zum Flüchten.

Wir sehen sie, wie sie sich an der Wand entlangschleichen, fleckige, graue, ziemlich große Ratten.

Wir gehen ein gutes Stück voran, ich kann nicht feststellen, wie viel. Auf einmal ist der Gang zu Ende, wir stoßen auf einen glitschigen, modrigen Steinhaufen, der uns den Weg versperrt.

Unter dem Steinhaufen ist eine kleine Öffnung, da flüchten sich die Ratten rein.

Ich habe Hosen an, der Pfarrer hatte sie mir geschenkt, meine Mutter hat sie noch nicht für mich geändert. Ich habe sie mit einem Strick um die Taille gebunden.

Amelie haut wütend mit einem Stein auf den Steinhaufen ein. Sie ist böse, dass wir nicht weiter gehen können.

Der Krach verwirrt eine kleinere Ratte, vielleicht weil sie meint, dass wir ihr den Weg in die kleine Öffnung unter dem Steinhaufen versperren, und aus lauter Schreck läuft sie über meinen Fuß und klettert unter meiner Hose bis zu meinem Oberschenkel hoch.

Ich schlage wie wild auf meine Hose ein, ich spüre den kalten Körper der Ratte auf meinem Schen-

kel, ich schreie, lasse die Petroleumlampe los, sie fällt zu Boden und erlischt.

Es ist stockdunkel, wir tasten uns an der feuchten Wand entlang, wir flüchten in Richtung Ausgang, fallen immer wieder hin, Amelie schreit und ruft dauernd meinen Namen.

Ich falle hin, spüre, dass über meinen Körper Ratten hinwegrennen. Einige klettern auf meinen Kopf, eine bleibt in meinen Haaren hängen.

Sie weint wie ein Baby.

Ich habe langes, strähniges, rotes Haar.

Ich stehe auf, taste mich weiter und fühle plötzlich, dass Amelie unmittelbar neben mir steht. Wir fassen uns um und torkeln weiter in der Finsternis.

Dann sehen wir ein gelbliches Licht, es ist die Lampe am Eingang.

Einmal draußen im Sonnenschein sehe ich, dass Amelie mehrere Male am Kopf und an den Händen gebissen wurde.

Ich fasse mich am Gesicht, ich spüre Nässe. Meine Hand ist voller Blut.

Heute Morgen hat mich meine Mutter früher geweckt, damit ich schnell auf die Straße laufe, weil eine ganze Karawane unbekannter Leute in die Stadt gekommen ist. Ich renne aufgereggt vor das Pfarrhaus, um die Fremden zu sehen.

Sie kommen mit Planwagen, die Pferde werden von buntgekleideten Frauen angetrieben. Ich schaue der Karawane zu, lauter Frauen und Kinder.

Meine Mutter sagt, dass die Kinder, sogar die vier- bis fünfjährigen mitten auf dem großen Platz sitzen, musizieren und singen.

Ich frage meine Mutter, ob das wohl die Barbaren sind. Sie guckt mich verwundert an, sie versteht die Frage nicht.

„Was für Barbaren?“

„Die Großmutter von Amelie hat's gesagt“, sag ich, um mich zu rechtfertigen.

Es ist Sonntag.

Ich gehe ins Nachbarhaus, aber Amelies Großmutter lässt mich nicht rein.

Sie schaut mich scharf an und sagt:

„Amelie ist krank. Sie hat Fieber. Sie darf heute nicht spielen gehen.“

Ich senke den Kopf. Ich würde mich schon umdrehen und gehen, aber sie ruft mir noch nach:

„Den Keller habe ich verriegelt. Da dürft ihr nicht mehr rein.“

Plötzlich ergreift sie meinen Arm, sie drückt ihn stark und zwingt mich, sie anzusehen:

„Du siehst ja auch toll aus, du, du kleiner roter Teufel! Die Bisswunden an deinem Gesicht! Sie werden wohl noch eine Weile bleiben!“

Ich reiße mich los:

„Sie sind der Teufel! Sie!“

Ich renne weinend in Richtung Kaserne.

Die Kaserne ist direkt neben der Schule, in der Straße, die zum großen Platz führt.

Auf dem großen Platz sind jetzt die Musiker angekommen.

Am großen Platz ist das Gemischtwarengeschäft, der Metzger, das Kulturhaus, in dem sie irgendwann, wie Amelie erzählt hat, sogar Filme gezeigt haben.

Die Musiker, lauter Kinder, sitzen vor dem Kulturhaus auf dem Boden.

Unter ihnen ist auch ein Junge, ein wenig älter als ich. Ich schaue ihm zu, wie er Geige spielt.

Er merkt, dass ich ihn anschau. Darauf hin spielt er noch schöner, sein Bogen tanzt wie von allein auf den Saiten.

Er ist der Primas. Die anderen begleiten ihn, einige Mädchen beginnen, fröhlich zu tanzen.

Sie tragen bunte, geblünte Kleider. Auf den Schultern haben sie lila, grüne und rote Tücher.

Eines der Mädchen, groß und sehr schlank, sie mag so um die fünfzehn sein, öffnet beim Tanzen ihre Bluse. Ihre festen, großen, braunen Brüste bewegen sich fast wie von alleine. Ihre Brustwarzen mögen so groß sein wie mein Handteller.

Alle schauen ihr zu.

Die anderen klatschen zum Rhythmus der Musik und singen. Sie bilden einen Ring um das Mäd-

chen, das, vom Tanzen wie betrunken, erst ihre Bluse wegwirft, dann auch ihren Rock löst und ihn zu Boden fallen lässt.

Sie tanzt splitternackt weiter, ihr Körper ist braun, zwischen den Beinen hat sie keine Haare, sie ist ganz glatt, unbehaart, nicht wie meine Mutter.

Die Schamlippen zwischen ihren Beinen sind breit und geschwollen.

Meine Mutter sagt, das ist der *vordere Po* der Mädchen, aber von Amelie weiß ich, dass hier die Erwachsenen *Möse* dazu sagen.

Neulich, als wir im Fond des Gartens gespielt haben, da hat mir Amelie das erklärt.

Sie hob ihren Rock, hockte sich hin und sagte
„Ich pinkele aus meiner kleinen Möse.“

Dann spielten wir weiter.

Als auch ich musste, sagte ich nur soviel:
„Mein kleines Möschen will pinkeln.“

Jetzt schaue ich zu, wie sich dieses Mädchen beim Tanzen wiegt. Ihre Nacktheit zieht die Blicke an.

Zwischen den Lippen ihrer Möse blitzt irgendein Juwel auf. Ein Silberring ist ihr zwischen den Beinen eingesetzt worden, gleich am oberen Ende der Schamlippen. Im Ring ist ein himmelblauer Edelstein eingefasst.

Der Primasjunge spielt immer kraftvoller, wilder.
Auf der Stirn hat er Schweißtropfen.

Ich betrachte das Mädchen, ich betrachte den Primasjungen. Ich starre sie lange, bisschen neidisch an. Ihre gelbbraune Haut glänzt in der Sonne.

Dann kehre ich ihnen den Rücken zu und trete langsam den Heimweg an.

Ich denke an meine Mutter. Sie hat gesagt, sie würde auch zum großen Platz kommen, um die Musiker zu sehen, aber sie ist nicht gekommen.

Ich bin bereits bei der Kaserne, als mich der Primasjunge einholt.

Er ist außer Atem.

„Wir ziehen morgen weiter“, sagt er. Er spricht die offizielle Landessprache, fehlerfrei, ohne Akzent.

„Weiter?“, frage ich.

„Ja. Wir bleiben nicht einmal eine Woche an einem Ort. Niemals. Wir musizieren, verkaufen allerlei Sachen, dann packen wir wieder alles auf die Wagen und ziehen weiter.“

„Wohin?“

„Egal. In eine andere Stadt. Irgendwo anders hin. Um nicht immer am selben Ort zu sein. Manchmal fahren wir sogar über die Grenze.“

Ich schaue ihn an. Sage nichts.

Er fragt:

„Was ist mit deinem Gesicht passiert?“

„Ratten“, sage ich. „Die Ratten im Keller“, füge ich als Erklärung hinzu.

Er pfeift anerkennend:

„Klasse!“

Dann sagt er:

„Du hast schöne Haare. Schön rot.“

Ich merke, dass auf dem Kasernenhof der große Soldat herumsteht, der Johnny oder Ivan. Er beobachtet uns.

Der Junge greift sich plötzlich an den Hals, reißt einen dünnen Lederriemen ab, an dem ein winziger, aus Holz geschnitzter Elefant hängt.

Er reicht ihn mir.

„Schenke ich dir. Nimm bitte an. Weil du so schöne Haare hast.“

Wie ich den aus Holz geschnitzten Elefanten entgegennehme, beugt er sich plötzlich über meine Hand und küsst sie.

Dann lacht er und läuft zurück zum großen Platz.

Ich schaue ihm nach, seine nackten Fußsohlen wirbeln den Staub am Boden auf.

Am nächsten Tag kommt Amelie nicht in die Schule. Ich sitze allein auf der Bank, schaue den Lehrer an, wie er erzählt.

Der Lehrer schaut mich nicht an.

Wir dürften so um die vierzig in der Klasse sein, Erstklässler, Zweitklässler und Drittklässler alle zusammen.

Es gibt welche, die gerade sechs Jahre alt sind, aber auch welche, die schon über neun sind.

Auf der Bank hinter mir sitzt ein Mädchen, das auch auf dem großen Platz war, es hat gesungen und getanzt mit den Wandermusikern.

Großes Mädchen, es ist anscheinend älter als ich.

In der Pause kommt sie zu mir, schaut den dünnen Lederriemen an meinem Hals an.

Sie sagt nichts.

Auch ich schweige.

Das Mädchen ist in der dritten Klasse. Sie heißt Sára. Als die Schule aus ist, gehen wir zusammen nach Hause.

Wir reden nicht.

Am Pfarrhaus bleibe ich stehen. Sie muss noch weit gehen, fast bis zum Ende der Stadt. Sie wohnt am Stadtrand in einer Lehmhütte.

Zum Abschied sagt sie:

„Ich spiele auch Geige. Wenn du willst, bringe ich es dir bei. Aber nur, wenn du willst. Wir können alle Geige spielen. Wir sind sehr fröhlich, immer. Wir machen zusammen Musik, wir singen. Wie dieses schöne Mädchen, das auf dem großen Platz getanzt hat. Sie war auch glücklich, tanzen zu können. Nicht nur wir, die ihr zugeschaut haben. Ich kenne sie gut. Sie ist meine Cousine. Sie heißt Judit. Sie lacht immer. Darum beneide ich sie. Wir mögen keine Traurigkeit. Also, willst du Geige spielen?“

„Gut“, sage ich. „Ich lerne gerne Geige spielen. Morgen Nachmittag gehe ich zu Euch rüber.“

Sára lächelt. Ihr Lächeln ist so schön, ich hätte Lust, ihr das Gesicht zu streicheln.

Sie reicht mir die Hand. Sie hat große, braune Hände.

Ihre Handflächen sind rau.

Ich gehe jeden Tag in die Straße des Klavierspielers.

Im Allgemeinen gehe ich sowieso dort lang, genauer gesagt, meistens spätnachmittags.

Meine Mutter mag nicht, wenn ich spätnachmittags allein herumlaufe. Sie sagt, sie hat keine Zeit, mit mir zu kommen, um auf mich aufzupassen, und alleine kann mir etwas passieren.

Ich bleibe vor dem zweistöckigen Haus des Musikers stehen, höre die wohlbekannte Melodie.

Es ist noch warm, das Fenster ist offen. Der Klavierspieler übt fleißig die „Für Elise“.

Ich setze mich vor dem Haus in den Staub, zeichne ein bisschen, während ich ohne darauf zu achten die Melodie von „Für Elise“ vor mich hin summe.

Es kommt eine Militärlastwagen vorbei. Er fährt sehr langsam, wirbelt nicht viel Staub auf.

Auf dem Lastwagen ist ein Maschinengewehr. Hinter dem Maschinengewehr stehen Soldaten.

Als sie an mir vorbeifahren, winken sie mir zu. Sie rufen auch etwas in einer Fremdsprache, ich verstehe nicht, was.

Dann lachen sie.

Ihr Lachen stört mich ein wenig.

Ich laufe zu Sára, die am Stadtrand wohnt, zum Geigespielen.

Sie lächelt ganz glücklich, als sie mich erblickt. Auf dem Hof herrscht Unordnung, an einem ausgespannten Seil hängen bunte Kleidungsstücke.

Sie sagt:

„Komm nach hinten in den Schuppen. Da haben wir Platz.“

Unter dem Arm hat sie die Geige und den Bogen.

Wir gehen in den Holzschuppen am Ende des Gartens.

Sára öffnet die Tür. Innen ist viel Platz, vor einem Holzhaufen stehen zwei Hocker und ein kleiner Tisch.

„Hier lerne ich meistens und zeichne“, sagt Sára. Sie lächelt wieder, dann lacht sie. Ihr gelbbraunes Gesicht glänzt.

Ihre Augen sind schwarz.

Ich lerne Geige spielen. Sára zeigt mir, wie ich das Instrument halten soll, wie ich die Saiten betasten, wie ich den Bogen über die Saiten ziehen soll.

Ich ziehe den Bogen, die Geige gibt merkwürdige Laute von sich.

Sára ist geduldig.

Sie zeigt, wie ich die Saiten betasten und festhalten soll, wie der Bogen auf die Saiten aufliegen, und wie ich ihn ziehen soll. Sie zeigt die verschiedenen Tonhöhen.

Ich ziehe den Bogen, aber es gelingt mir nicht. Nur jämmerliche Töne.

Sie zieht ihn auch. Bei ihr ist der Ton schön, sauber und gleichmäßig.

Sára lacht immer wieder. Sie stellt sich ganz dicht hinter mich, fasst mich an der Hand, wir ziehen den Bogen zusammen. Dann lachen wir wieder.

Ich glaube, sie ist kaum älter als ich, trotzdem ist sie viel größer und stärker. Durch ihr Kleid spüre ich, dass sie auch schon einen Busen hat.

Eine große, dicke Frau betritt den Schuppen, ihr Kleid ist offen, ihre linke Brust frei, auf dem Arm hält sie ein Baby, das in gelbe und lila Tücher gewickelt ist.

Sie stillt es.

Sie sagt:

„Sára, der Hund ist seit drei Tagen verschwunden. Man müsste ihn suchen. Er streunt bestimmt im Wald herum, nicht einmal zum Fressen kommt er nach Hause. Kann sein, dass er in der Holzhütte irgendwie eingeklemmt ist und nicht weg kann.“

Wir gehen mit Sára in den Wald. Sie kennt sich gut aus, bald kommen wir an einer Lichtung an. Dort steht die Holzhütte.

Sára sagt:

„Weißt du, das war meine Mutter. Mein kleiner Bruder ist gerade geboren. Vor zwei Monaten. Ich habe bei der Geburt geholfen, es war nötig, obwohl meine Mutter sehr geschickt ist. Zur Not hätte sie es sogar allein hingekriegt. Irgendwann werde ich auch so sein.“

Sie geht zur Holzhütte.

„Wir kommen oft mit Bagira hierher. So heißt mein Hund. Guck mal, die Tür klemmt. Es kommt oft vor, dass wir sie offen lassen. Die Hunde und andere Tiere gehen ein und aus, dann schlägt der Wind die Tür zu, und wegen der Feuchtigkeit klemmt sie. Wenn dann zufällig die Bagira gerade drin ist, kann sie natürlich nicht raus, sie kratzt nur an der Tür von innen. Sonst ist sie ein braver Hund, aber jetzt ist sie läufig. Wenn sie läufig ist, dreht sie durch. Man kann nichts mit ihr anfangen. Aber ich wundere mich nicht. Das ist eben die Natur. So sind nun mal die Hündinnen. Wir werden auch so“, sie schaut mich an und lacht. „Dann müssen wir die Welpen, die wir nicht verschenken können, ertränken. Es gibt auch so schon zu viele streunende Hunde.“

Die Tür der Holzhütte lässt sich nur schwer öffnen.

Von innen hört man Winseln und Kratzen. Als Sára endlich gelingt, die Tür zu öffnen, stürzen ein kleiner, schwarzer Hirtenhund und ein großer Schäferhund raus.

Wir gehen rein, da sind noch drei weitere Hunde.

Ich sehe einen großen, schwarzen Hund, der uns anschaut, während er müde duldet, dass ihn eine Art zotteliger, weißer Komondor von hinten besteigt.

Sára schupst mich leicht in die Seite:

„Guck mal den“, sagt sie und zeigt auf den dritten, mächtigen Hund.

Ich sehe, dass sich unter dem Bauch des Hundes eine rote Stange streckt.

„Er wartet, bis er an der Reihe ist. Guck mal, was für einen steifen er hat!“, flüstert Sára, „Schau mal seinen Schwanz!“

Ich gucke auf seinen Schwanz, ich sehe nichts.

„Nicht den Schwanz“, lacht Sára, „Den anderen. Den unter seinem Bauch. Weißt du nicht, dass man den Pimmel der Rüden auch Schwanz nennt?“

Sie geht zur schwarzen Hündin und beginnt, sie am Halsband zu zerren.

„Komm, Bagira! Wir gehen nach Hause!“

Ich traue mich kaum zu bewegen. Ich habe Angst vor Hunden.

Sára lacht:

„Hab keine Angst. Jetzt sind sie sehr zahm. Ihr Gehirn ist vollkommen von der Liebe benebelt. Wir sind in Sicherheit. Sie denken nur an ihren Schwanz.“

Sie führt ihre Hündin nach Hause. Die anderen trotten brav hinter uns her.

Sie begleiten uns bis nach Hause.

Am Sonntag gehe ich zur Messe.

Vor der Messe will ich beichten. Ich setze mich in den Beichtstuhl und durch das Gitter sehe ich den Pfarrer.

Er wartet mit gesenktem Kopf.

Ich erzähle ihm die Sache mit den Hunden. Auch von Sára erzähle ich, was sie alles so weiß, obwohl sie kaum älter ist als ich.

Dann sage ich ihm, dass ich gar nicht Anna heiße und dass ich oft lüge.

Er fragt nicht nach meinem richtigen Namen, er sagt, welche Gebete ich wievielmals zur Buße beten soll und erteilt mir die Absolution.

Während der Predigt empfinde ich eine eigenartige Liebe für den Pfarrer. Am liebsten würde ich zu ihm laufen und ihm die Hand küssen.

Dann denke ich an meinen Vater. Den ich gar nicht kenne. Ich sitze in der Kirche und weine.

Ganz leise.

Es tut mir gut, zu weinen.

Nach der Messe fühle ich mich erleichtert. Ich bin gut gelaunt, sogar heiter.

Ich trete aus der Kirche, ziehe frierend meinen Mantel enger zusammen. Den Mantel, den ich vom Soldaten mit der Glatze bekommen habe. Meine Mutter sagt, dass der Herbst dieses Jahr früh gekommen ist und der Winter lang sein wird.

Ich gehe in den Schuppen.

Meine Mutter hackt gerade Holz, sie bereitet sich auf die kalten Tage vor. Sie muss dann das ganze Pfarrhaus beheizen.

Ich gehe zu ihr und umarme sie ganz eng.

Sie greift mir unter das Kinn, schaut mein Gesicht an. Sie sieht, dass ich geweint habe.

Sie stellt keine Fragen.

Es ist möglich, dass ich meiner Mutter alles hätte erzählen sollen. Von den Hunden, der Schule, den Lehrern, also *alles*. Doch sie hat mich nie was gefragt. Und so hatte ich keine Gelegenheit, ihr diese Sachen zu erzählen.

Alles das, was mir geschehen ist.

Vielleicht war auch das eine Lüge. Dass wir nämlich beide geschwiegen haben, statt zu reden.

Vor dem Pfarrhaus bleibe ich stehen. Gegenüber steht das Lehmhaus mit dem schwarzen Vorhang vor dem Fenster.

Nichts bewegt sich.

Alles ist still.

Der Pfarrer hat gesagt, er hatte sich erkundigt, niemand wohnt dort.

Es ist Abend und schon dunkel.

Zu dieser Jahreszeit wird früh dunkel.

Meine Mutter bringt Holz für den Ofen in der Küche des Pfarrhauses, sie muss Abendessen kochen für den Pfarrer und für uns auch.

Ich habe Hunger. Ich war auch am Nachmittag in der Schule. Den ganzen Tag habe ich nicht gegessen.

Der erste Schnee ist gefallen. Es schneit ganz dicht, in großen Flocken.

Ich strecke meine Hand aus, in das Schneetreiben hinein. Ich gucke zu, wie die Schneeflocken in meiner Hand schmelzen.

Auf einmal habe ich den Eindruck, dass sich der schwarze Vorhang im Fenster des Lehmhauses leicht bewegt.

Es ist schon dunkel, nur der Mond leuchtet, ich kann es nicht genau sehen.

Und trotzdem, wie ich das Fenster des Lehmhauses anschau, bin ich irgendwie sicher, dass ich mich nicht geirrt habe, ich *weiß*, dass das Magere Mädchen dort wohnt, das außer mir noch niemand gesehen hat.

Sie wohnt selbst dann dort, wenn alle behaupten, dass dieses Haus unbewohnt ist.

Und ich weiß auch, dass das Magere Mädchen nichts zu essen hat. Deshalb liegt sie tagelang auf ihrem Bett, sogar zu atmen hat sie kaum die Kraft.

Ich schaue angestrengt das Fenster an.

Es ist Vollmond. Der Mond beleuchtet die weiße Wand des Hauses. Im Fenster zieht jemand den Vorhang zur Seite.

Das Magere Mädchen schaut aus dem Fenster. Sie presst die Stirn an die Fensterscheibe, sie beobachtet mich.

Ihre Augen sind noch größer als das letzte Mal. Und ihr Kopf ist ganz klein.

Sie schaut mich an, als ob sie böse wäre.

Oder sehr traurig.

Ich winke ihr zu, aber sie winkt nicht zurück. Sie guckt nur. Sie guckt in meine Richtung, aber sie scheint mich nicht zu sehen.

Ihr Blick ist leer.

Nach dem Abendessen gehe ich heimlich auf die Straße, rüber zum Haus des Mageren Mädchens. Ich lege ein Stück Brot und einen Topf voll Milch vor die Tür.

Am nächsten Morgen sind Brot und Topf verschwunden.

Meine Mutter macht die Wäsche, sie kocht, putzt, sie hält das Pfarrhaus in Ordnung, wenn nötig heizt sie auch, und sonst arbeitet sie im Garten, sie baut Gemüse an, sie verpflegt die Tiere, die da sind, und im Pfarrhaus gibt es einige Kaninchen, Geflügel und ein Mastschwein.

Der Pfarrer ist zufrieden mit ihr, er sagt, wir können das ganze Jahr bleiben, wenn wir wollen.

Meine Mutter freut sich.

Der Soldat mit der Glatze verbringt manchmal sogar die Abende mit uns. Er kommt, setzt sich im Zimmer aufs Bett, er ruft mich zu sich:

„Ana kommen hierher.“

Ich setze mich neben ihn, nicht zu nahe.

Ich habe einen Pullover an, einen langen Rock und Strümpfe. Es ist sehr kalt abends.

Der Glatzkopf fühlt sich wohl. Er hat große Hände, an einem Finger trägt er einen dicken Siegelring.

Seine Hand mit dem Siegelring legt er mir auf den Bauch.

„Haben Hunger, der Bauch? Analein Bauch haben Hunger?“

Seine Hand rutscht tiefer. Er drückt meinen Schenkel, seine Finger spüre ich zwischen den Beinen.

„Yurij sorgen für klein Mädche. Weil Yurij sein gute Mensch. Immer helfen.“

Meine Mutter betritt das Zimmer, sie hat irgendwo Wein besorgt und schenkt jetzt dem Glatzkopf ein Glas ein. Yurij trinkt, schnalzt mit der Zunge, trinkt wieder, dann setzt er die Flasche neben sich auf den Fussboden.

„Du kommen auch her“, sagt er zu meiner Mutter.

Er gibt meiner Mutter einen Klaps auf den Po und zieht sie am Arm runter zu sich aufs Bett. Meine Mutter wehrt sich zuerst, dann lacht sie und legt sich neben den Soldaten. Er grinst, umarmt meine Mutter von hinten, fasst sie mit der rechten Hand an den Busen, mit der linken Hand drückt er immer noch meinen Schenkel.

Mit seinen Fingern fummelt er unter meinem Bauch herum, er schiebt mir den Rock zwischen die Beine.

„Große Mädche, kleine Mädche, zu dritt sehr gut!“, brüllt der Soldat, dann lässt er meinen Schenkel los und beginnt seine Hose aufzuknöpfen.

Er hat eine Unterhose an, die bis zum Knie geht, er lässt sie nicht ganz runter, nur soweit, dass er seinen geschwollenen Schwanz hervorholen kann.

Seine Schenkel sind dick und weiß mit braunen Muttermalen überall.

Sein Schwanz ist rot, geschwollen, aber nicht richtig steif. Nicht so, wie der Schwanz vom Hund war, nicht so eine lange, steife, rote Säule.

Und es ist mehr Haut daran.

Ich weiß inzwischen nicht nur von Sára, wie ein Schwanz zu sein hat. Auch mit Amelie haben wir es besprochen. Ihr hat mal ein Soldat seinen gezeigt, unten im Keller.

Damals, als die fremden Soldaten alles kontrollierten.

Yurij versucht, den Kopf meiner Mutter am Haar zu sich zu ziehen. Meine Mutter beugt sich gehorsam auf den Schoss des Soldaten, ich sehe, wie sie seinen Schwanz in den Mund nimmt und ihn zu lutschen beginnt.

Man hört kurze, schmatzende Laute.

Am Mundwinkel meiner Mutter fließt Speichel raus.

Mir ist schlecht. Ich gehe aus dem Zimmer, die Tür fällt mit lautem Knall ins Schloss.

Ich gehe wieder regelmäßig zu Amelie, ihre Großmutter ist mir nicht mehr böse.

Es ist Sonntag, früh am Morgen. Amelie ist allein zu Hause.

Ihre Großmutter ist einkaufen gegangen auf dem Markt.

Amelie macht Feuer im Küchenofen. Sie heizen mit Holzspänen, die sie vom nahen Sägewerk bekommen.

Wir im Pfarrhaus heizen mit Holzscheiten.

Die Späne wollen nicht Feuer fangen. Amelie pustet heftig, wie sie es bei ihrer Großmutter gesehen hat.

Sie packt auch Papier und Speckschwarte in den Ofen, damit es besser brennt.

Die Späne stehen in einem Sack in der Küche. Amelie streut immer mehr davon in den Ofen.

Auf einmal fangen sie Feuer und verbreiten blendendes, weißes Licht.

Die Eisenplatte des Ofens glüht ganz rot.

In der Küche wird es nun schön warm. Amelie stellt Wasser zum Kochen auf, dann gießt sie das heiße Wasser in den Holztrog.

Sie zieht ihren Pullover, ihren Rock und ihr Hemd aus.

Sie badet.

Ich schaue ihr zu wie sie badet, dann ziehe ich mich auch aus. Es ist warm.

Der Trog ist ziemlich groß, wie haben beide Platz darin. Wir bespritzen uns mit Wasser. Wir lachen.

Amelie nimmt einen Schluck aus dem Badewasser, hält es aber einen Moment im Mund, dann spuckt sie es auf mich aus.

Ich steige aus dem Trog, als würde ich mich flüchten. Sie verfolgt mich, spuckt das Wasser auf meinen Rücken, auf meinen Po, auf meine Schenkel.

Sie drängt mich in eine Ecke der Küche, ich kann nicht mehr flüchten.

Sie kommt ganz nah an mich heran, beugt sich und lässt das Wasser aus dem Mund auf meinen Po fließen. Dabei berühren ihre Lippen meine Haut.

Ich spüre, wie ich Gänsehaut kriege.

Ich drehe mich plötzlich um, worauf sie sich aufrichtet.

Wir brechen in Lachen aus.

Dann trocknen wir uns ab und ziehen uns an.
Wir wischen den Boden auf, das Wasser schütten wir
im Hof aus.

Wir werfen immer wieder neue Holzspäne in
den Ofen.

Wir warten darauf, dass die Großmutter von
Amelie nach Hause kommt.

Ich gehe zum Haus des Klavierspielers.

Es ist kühl, es regnet. Das ist ein kalter Regen,
fast schon Schneeregen. Es regnet nicht stark, nur
manchmal wird der Regen etwas heftiger.

Mir macht der Regen nichts aus. Ich habe die
rote Jacke an, die ich von Yuri, dem Soldaten mit der
Glatze bekommen habe. Ich ziehe mir die Kapuze
über den Kopf.

Meine Füße frieren.

Ich bin barfuß, die Straße ist matschig, der
Matsch ist kalt, er klebt an meinen nackten Fußsohlen.

Ich höre, wie der Matsch bei jedem Schritt
schmatzt.

Die Nägel an meinen Zehen werden blau vor
Kälte.

Am Haus des Klavierspielers bleibe ich stehen.
Das Fenster ist offen, der Klavierspieler kümmert sich
nicht um Kälte und Regen. Ich höre die wohlbekannte
Melodie.

„Für Elise“. Immer und immer wieder. Ich höre
es und summe es gleichzeitig mit.

Ich halte mich am Eisengitter des Zauns fest.

Es wird dunkel.

Im Fenster des Klavierspielers geht ein Licht auf,
ich sehe die Konturen einer Stehlampe.

Unerwartet verstummt die „Für Elise“.

Im Fenster erscheint der Klavierspieler - eine
Frau.

Ich habe sie noch nie gesehen, aber ich weiß,
dass sie es ist. Im Fenster steht eine alte, magere Frau.

Ihr Gesicht ist ganz schmal, ihre Haare sind
vollkommen weiß, lang und strähmig. Hinten sind sie
geflochten. In einen Zopf, wie bei einem jungen Mäd-
chen.

Die Klavierspielerin hat so einen alten Herren-
sakko an, darunter, wenn ich richtig sehe, eine weiße
Bluse.

Es ist schon ganz dunkel, ich stehe vor dem
Haus neben dem Eisengitter.

Ich denke, dass mich die Klavierspielerin nicht
sieht.

Es ist still. Man hört nur das leise Tropfen des
Regens.

Die Klavierspielerin schaut in meine Richtung,
als würde sie mich trotz der Dunkelheit sehen. Dann
sagt sie:

„Komm rein, Kleine, komm ruhig rein. Ich spie-
le etwas Schönes für dich.“

Ich warte.

Die Klavierspielerin geht weg vom Fenster.

Es ist still.

Denn erklingt wieder „Für Elise“.

Jetzt friere ich schon sehr stark an den Füßen.
Ich gehe zur Gartentür, öffne sie und trete ein in den
Vorgarten.

Es sind fünf Schritte bis zum Haus.

Ich zähle die Schritte. Ein, zwei, drei, vier fünf.

Ich stehe vor einer beschlagenen Holztür. An
den Türrahmen geschnitzte Blumen, ich fahre mit den
Fingern über die Blüten.

Als ich die Tür aufmache, geht im Treppenhaus
ein gelbliches Licht auf.

Eine breite Holztreppe führt rauf auf die Etage.
Auf der Treppe liegt ein mit Blumen gemusterter
Teppich.

Ich schäme mich wegen meiner matschigen Fü-
ße, und dafür, dass ich barfuss bin. An der Eingangstür
liegt ein nasses Tuch, damit wische ich meine Füße ab
und säubere auch gründlich meine Fußsohlen, um
keine Spuren auf dem Teppich zu hinterlassen. Meine
Füße sind ganz rot, als ich fertig bin.

Auch noch so gehe ich auf Zehenspitzen die
Treppe rauf. Die Klavierspielerin kümmert sich nicht
um mich. Sie weiß vielleicht gar nicht, dass ich komme.
Sie spielt immer wieder dieselbe Melodie.

Oben steht die Tür offen. Auf der Schwelle
bleibe ich stehen, ich trete nicht ein.

Ich höre der Klavierspielerin zu. Ich höre „Für
Elise“.

Ich schäme mich, dass ich barfuss bin.

Die Klavierspielerin lächelt, als sie mich sieht.
Sie schaut in die Noten und spielt weiter.

Es ist überall sehr hell und sauber.

Meine Mutter sagt, die Musik ist sehr wichtig, und sie sagt auch, dass einer, der musizieren kann, der hat ein Gefühl, als wäre er frei. Oder glücklich. Abends, wenn meine Mutter nicht mehr arbeiten muss, sitzen wir im Pfarrhaus zusammen und unterhalten uns. Dann sagt sie solche Dinge.

Ich mag an Winterabenden im Pfarrhaus sitzen, wir lauschen dem Prasseln des Feuers im Ofen, draußen schneit es, es ist still.

Manchmal setzt sich auch der Pfarrer zu uns.

Wenn der Pfarrer da ist, ist natürlich alles anders. Dann spricht meine Mutter kaum, sie schweigt meistens, näht an einem Kleid oder so etwas.

Der Pfarrer ist selten bei uns. Und darüber sind wir beide froh. Ohne den Pfarrer ist doch alles besser.

Ich mag zuhören, wenn meine Mutter erzählt. Man kann sehen, wie sich ihre Züge entspannen, ihr Gesicht wird ruhig.

Oft erzählt sie von fernen Ländern. Sie sagt, es gibt Länder, wo man vor nichts Angst zu haben braucht. Meine Mutter sagt auch, dass es in diesen Ländern keine Soldaten gibt. Beziehungsweise es gibt

sie, aber so, dass man sie auf der Straße nicht sehen kann, weil sie nicht auf der Straße zu sein brauchen, weil es da keine Gefahren gibt.

Sie sagt auch noch, dass in diesen Ländern die Menschen gut leben. Dass dort jeder ein gutes Leben hat, die Leute haben Autos, baden im Meer und jeden Abend können sie sich satt essen.

Eigentlich haben wir auch genug zu essen.

Und meine Mutter sagt auch, dass die Kinder in diesen Ländern in Sicherheit sind.

Nicht so wie hier.

Obwohl, sagt meine Mutter, wir haben Glück. Hier, wo wir wohnen, gibt es überhaupt keine Gefahren.

Dank den Soldaten, sagt sie.

Meine Mutter erzählt auch viel darüber, wie wichtig die Musik in ihrem Leben war.

Dass sie irgendwann auch Klavierspielen gelernt hat, und dass sie unglücklich ist, seit sie mit dem Klavierspielen endgültig aufgehört hat.

Fünfzehn Jahre ist das her, sagt sie.

Und sie sagt auch, dass sie keine einzige Taste richtig anschlagen könnte, so sehr hat sie alles vergessen.

Manchmal, wenn wir uns abends so unterhalten, ist meine Mutter sehr traurig.

Und sie streichelt mir oft das Gesicht. Und sie sagt immer, dass ich das alles überleben muss.

Sie sagt auch, dass wir vorsichtig sein müssen und sparsam, weil es doch schwere Zeiten sind.

Ich sage ganz ehrlich, dass es manchmal sehr schwer ist, meine Mutter zu verstehen.

Amelie sagt, dass in der Nacht die Soldaten jemanden festgenommen haben. Und dass es auch Schießereien gab.

Ich sage Amelie, dass ich nichts gehört habe.

Und dass ich die ganze Nacht geschlafen habe.

Amelie sagt auch, dass es nach Meinung ihrer Großmutter auch mit der Verpflegung Probleme geben wird. Und dass die Barbaren kommen werden und uns alles wegnehmen.

Ich frage Amelie immer wieder, was das zu bedeuten hat, und wer eigentlich die Barbaren sind. Sie sagt, das würde bedeuten, dass die Geschäfte möglicherweise leer sein würden, weil es keine Waren geben wird, und es wird nichts zu essen da sein, aber wer die Barbaren sind, das weiß sie immer noch nicht.

„Und wenn es keine Waren geben wird, also wenn wir nichts zu essen haben werden, bedeutet das, dass wir wirklich sehr arm sein werden?“, frage ich Amelie.

Sie zuckt nur mit der Schulter:

„Wenn du nichts zu essen hast, dann bist du schon wirklich sehr arm.“

Eigentlich wussten wir gar nicht so richtig, was Ware ist. Wir gingen kaum einkaufen. Was wir zu essen brauchten, baute meistens meine Mutter im Garten an, Tomaten, Kartoffeln, Sellerie, Petersilie und Karotten, sogar Obst.

Es gab Hühner und anderes Geflügel, aus der Wirtschaft des Pfarrhauses konnten wir uns verpflegen. Wir gaben dem Schwein allerhand zu fressen, wir konnten sogar Milch besorgen vom Nachbarn, die wir mit Hühnern, Eiern und Obst bezahlten.

Das Brot mussten wir natürlich kaufen. Dafür bekam meine Mutter ein bisschen Geld vom Pfarrer, was sie dann abrechnen musste. Der Pfarrer hatte schon Geld, zwar nicht viel, aber immer genug, er bekam etwas von den Gemeindemitgliedern und auch von seinen Vorgesetzten.

So sagte es meine Mutter, dass nämlich der Pfarrer von denen da oben, von den Vorgesetzten Geld bekommt.

Es kam vor, dass ich in den Laden ging, wir sagten „Gemischtwaren-Laden“ dazu, so half ich meiner Mutter ein bisschen. Aber eher selten.

Wir brauchten nicht all zu viele Sachen.

Außerdem brachten uns die Soldaten alles Mögliche.

Der Soldat mit der Glatze brachte meiner Mutter immer dies und jenes mit, weshalb meine Mutter auch sagte, wir müssen die Freundschaft des Soldaten

mit der Glatze sehr schätzen, er gib uns nicht nur Sicherheit, sondern sichert uns auch ein gutes Leben.

Mehrere Male sagte mir das meine Mutter.

„Widersprich nicht dem Soldaten mit der Glatze. Wenn er etwas will, sollst du seinen Wunsch erfüllen. Du musst wissen, dass er hier der Chef ist, in der ganzen Stadt ist er der wichtigste Mann. Wir können ihm dankbar sein, dass er sich um uns kümmert.“

„Warum kümmert er sich um uns?“

„Darum. Weil er ein guter Mensch ist und sieht, dass wir allein nicht klarkämen. Weil er uns gerne hat, deshalb. Stell' keine überflüssigen Fragen.“

Wir gehen mit Amelie in den Keller.

Wir beschließen, keine Angst mehr vor den Ratten zu haben.

Ich habe die umgeänderte Hose des Pfarrers an, mit einem Schnur an der Taille befestigt, wie schon das letzte Mal, aber jetzt habe ich sie auch unten um die Knöchel zusammengebunden, so gut es eben ging.

Ich möchte nicht, dass mir noch einmal eine Ratte in die Hose kriecht.

Wir haben zwei Petroleumlampen bei uns und schleppen auch eine Schaufel mit.

Wir gehen auf demselben Pfad wie zum letzten Mal. Die Ratten flüchten, sie schleichen sich an der Wand vorbei, sie rennen vor uns in Richtung Steinhau-

fen, sie verschwinden unter ihm durch die kleine Öffnung.

Amelie meint, dass sich der Pfad im Keller hinter dem Steinhaufen fortsetzt. Sie hofft, dass man auf ihm ganz weit kommen kann, sogar auf die andere Seite vom Berg.

Wir erreichen den Steinhaufen, hier hört der Keller auf, man kann nicht weiter gehen.

Amelie stellt ihre Lampe auf den Boden, sie schaut sich den Steinhaufen ganz genau an, legt auch die mitgebrachte Schaufel hin.

Sie versucht, den obersten Stein mit bloßen Händen zu bewegen.

Auch ich stelle meine Lampe auf den Boden, ich kratze mit den Nägeln an den Steinen, ich suche nach einem Riss, nach einem Halt.

Der oberste Stein bewegt sich endlich, wir packen ihn mit Amelie, heben ihn etwas an, dann schleppen wir ihn einige Meter weit weg und stellen ihn an die Kellerwand auf den Boden.

Wir gehen zurück zum nächsten Stein.

Amelie zieht ein Messer, ein Küchenmesser mit schwarzem Griff, sie versucht mit ihm die Risse zwischen den Steinen freizukratzen.

Als sie müde ist, übernehme ich das Messer, ich kratze die Erde aus den Rissen raus, damit die Steine nicht so aneinander haften.

Amelie versucht es auch mit der Schaufel.

Sie schlägt mit dem Griff der Schaufel auf die Steine ein, damit sie sich besser bewegen.

Endlich bewegt sich auch der zweite, es gelingt uns, ihn von seinem Platz zu kippen, wir packen ihn zu zweit, wie schon den ersten, schleppen ihn ein paar Meter und setzen ihn an die Kellerwand neben den anderen.

In einer Stunde schaffen wir, drei Brocken aus dem Steinhaufen zu entfernen.

Amelies Hände sind ganz rot, am Handteller hat sie Blasen gekriegt, mir sind die Nägel eingerissen, sie tun weh.

Mein Daumen ist verletzt, er blutet.

Der Steinhaufen wurde kleiner, aber die Öffnung, wo die Ratten ein- und ausgehen, ist nicht größer geworden.

Im Laufe der Arbeit haben sich die Ratten ein wenig an uns gewöhnt. Sie flüchten sich nicht mehr aus unserer Nähe, sie haben keine Angst vor uns, sie beschäftigen sich mit sich selbst.

Als wären wir gar nicht da.

Nur wenn wir viel Lärm machen, das haben sie nicht gerne. Dann quieken sie.

Während Amelie mit der Schaufel immerzu auf den Steinhaufen eindrischt, sagt sie:

„Hörst du? Der Steinhaufen quiekt.“

„Der quiekt nicht“, sage ich, „er weint. Wie ein Säugling, wenn er Hunger hat.“

Das Kindergeheul wird immer lauter. Plötzlich fällt mir das magere Mädchen ein. Ich sehe, wie sie mich anschaut. Ihr Kopf ist ganz klein und mit ihren großen Kinderaugen bittelt sie um etwas Essbares. Ich sehe, wie sie sich mit ihrem kleinen, spitzen Finger auf den Mund zeigt.

Ihr Mund bewegt sich. Sie spricht zu mir.

Amelie packt die Schaufel und ihre Petroleumlampe und geht in Richtung Ausgang.

„Für heute reicht’s“, sagt sie.

Es ist schon Tauwetter. Auf der Straße sind überall matschige, schmelzende Schneehaufen.

Ich gehe zu der Klavierspielerin.

Ihr Fenster steht offen, wie es den ganzen Winter offen stand.

Am Zaun bleibe ich einen Moment stehen, ich höre die Musik, die aus dem Fenster kommt.

Die Klavierspielerin spielt ein neues Stück. Es ist nicht mehr die bekannte Melodie von „Für Elise“.

Das neue Stück kommt auch leicht daher, aber gleichzeitig ein bisschen feierlich, es hat etwas Erhebendes, als ob wir jetzt richtig glücklich sein könnten.

Ich halte mich am Gitter fest, so höre ich zu.

Meine Füße sind in Zeitungspapier gewickelt, darüber zog ich schwarze Männergummistiefel an, die meine Mutter von den Soldaten besorgt hatte.

Ich trete in den Vorgarten und öffne die Haustür.

Vor der Treppe ziehe ich meine Stiefel aus.

Oben steht die Tür offen, wie auch früher immer, wenn ich die Klavierspielerin besuchte.

Ich trete an den Flügel und schaue zu, wie die Klavierspielerin spielt.

Wie auch früher, sie hat ein dunkles Herrensakko an, unter dem Sakko eine weiße Bluse.

Das Zimmer der Klavierspielerin ist fast ganz leer.

In der Mitte steht der schwarze Flügel. Sein Deckel ist aufgeklappt, damit der Klang noch voller, noch schöner ist.

Dass man nämlich den Deckel des Flügels aus diesem Grund öffnen muss, hat sie mir einmal erklärt.

Damals, als ich in den kalten Wintertagen hierher kam. Die Klavierspielerin mag nämlich sehr gerne alles Mögliche erklären.

Außer dem Flügel steht noch ein Bücherregal im Zimmer und drei Gemälde hängen an der Wand gegenüber dem Fenster.

Auf den Gemälden ist dieselbe Kirche zu sehen in verschiedenen Beleuchtungen. Die Klavierspielerin sagt nicht, dass auf den Gemälden eine Kirche zu sehen ist, sondern eine *Kathedrale*.

Die Klavierspielerin hat auch erzählt, wer die Gemälde gemalt hatte, aber den Namen des Malers habe ich vergessen.

Ich schaue zu, wie die Klavierspielerin spielt, ihre Finger fliegen über die Tasten, beim Spielen bewegen sich ihr Oberkörper und ihr Kopf, sie ist irgendwie mit der Musik verschmolzen.

Ihre langen, weißen Haare sind hinten zusammengebunden.

Ich schaue ihr zu, und wie ich sie sehe, denke ich mir, dass die Klavierspielerin irgendwann mal eine sehr schöne Frau gewesen sein mag.

Auf einmal hört die Musik auf, die Klavierspielerin wendet sich zu mir:

„Gefällt’s dir?“, fragt sie. „Kennst du dieses Stück?“

Ich zucke nur mit der Schulter.

„Das ist die 'Ode an die Freude'“, sagt sie. „Ursprünglich war das kein Stück fürs Klavier, aber man kann es auch auf dem Klavier spielen. Der Komponist hatte es für viele Instrumente geschrieben, man sagt, dass das Teil einer Symphonie war. Irgendwann mal wurde es von sehr Vielen gesungen. Wenn du willst, bringe ich dir den Text bei.“

Die Klavierspielerin geht aus dem Zimmer und kommt nach einigen Minuten mit einem Blatt Papier zurück.

Auf dem Blatt ist irgendein Text zu sehen in Strophen mit vier Zeilen.

„Das ist das Gedicht für dieses Stück“, sagt die Klavierspielerin. „Du weißt doch was ein Gedicht ist,

oder? Während ich spiele, kannst du den Text lesen. Es wird dir bestimmt gefallen.“

Und wieder ertönt die Musik.

Ich höre ihr zu, aber ich kann nicht den Text mitlesen. Nicht, weil ich nicht lesen kann. Ich kann. Aber irgendwie gelingt es mir nicht, auf den Text zu achten.

Lieber starre ich die Klavierspielerin an.

Ich mag sehen, wie sie sich beim Spielen hin- und herbewegt.

Meine Mutter sagt, dass die Klavierspielerin eine von uns ist, sie ist genauso wie wir, nur hatte sie viel mehr Glück. Meine Mutter sagt auch, dass nur die Leute Glück haben, die immer tun können, was sie wollen, und davon leben können, was ihnen Spaß macht. So zum Beispiel wie die Künstler. Und dass auch die Klavierspielerin Glück hatte. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass es immer schön war, ihr zuzuhören, wenn sie spielte. Wenn ich der Klavierspielerin zuhörte, dann wurde in meinem Kopf alles klarer. Da fühlte ich mich immer leichter und ruhiger. Ich weiß nicht, ob so was schon Glück ist, nämlich Musik zu hören. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich es sehr schön fand, dem Spiel der Klavierspielerin zuzuhören.

Auf dem Hauptplatz vor dem Kulturhaus sammeln sich fremde Leute.

In der Stadt und auch in unserer Straße erzählt man, dass diese Fremden ziemlich merkwürdig sind, aber zum Glück nur auf der Durchreise.

Es wird viel geredet.

Man sagt, dass diese Fremden solche Flüchtlinge sind, denen man helfen muss, weil dort, wo sie bisher gelebt haben, sehr große Armut herrscht.

Noch größer als bei uns.

Die Großmutter von Amelie sagt, dass diese Fremden arbeiten werden, besonders die Männer, aber nicht in dieser Stadt, sondern viele Kilometer weit weg in einer anderen, größeren Stadt.

Amelies Großmutter sagt auch, dass die Barbaren jetzt wirklich da sind. Aber diese sind noch nicht die gefährlichen Barbaren.

Diese sind eher nur Leute, die kein Glück haben.

Und sie sagt auch, dass sich diese Barbaren nur ein bisschen ausruhen in dieser Stadt, nämlich in unserer Stadt, dann gehen sie weiter. Also dass wir erstmal keine Angst zu haben brauchen vor ihnen.

Andere sagen was anderes. Es wird auch erzählt, dass diese Fremden doch noch gefährlich sind, weil es unter ihnen auch solche gibt, die uns angreifen wollen, da sie böse auf uns sind.

Ich weiß nicht, ich habe noch keine Angst vor ihnen, ich bin eher neugierig auf sie.

Wir gehen mit Amelie zum Hauptplatz. Sára ist auch da und ihre Mutter auch, mit dem Säugling im Arm.

Auch aus unserer Straße sind viele da.

Es ist ein bisschen komisch. Die Einheimischen, die hier in der Stadt wohnen, rotten sich in eine Gruppe zusammen.

Sie bestaunen die Fremden.

Unter den Fremden gibt es viele Kinder, Jungen und Mädchen, die Mädchen sind schön.

Ihre Haut ist bräunlich, ihre schwarzen Haare sind lang und strähmig.

Sie sehen ein bisschen so aus wie die Musiker, die hier waren.

Und trotzdem sind sie ganz anders.

Das Gesicht der Erwachsenen kann man nicht sehen. Sie sind schwarz gekleidet, vom Kopf bis Fuß ganz zugedeckt. Vor dem Gesicht haben sie einen dicht gewebten, schwarzen Stoff, der ein bisschen wie ein Gitter aussieht.

Man kann nur ein wenig von ihren nackten Füßen sehen, sie tragen Pantoffeln. An der Fessel von einigen glänzt ein dünnes, goldenes Kettchen.

Sie stehen vor dem Kulturhaus. Es sind viele. Es sieht so aus, als würden sie auf etwas warten.

Aus irgendeinem Grund sind sie angespannt. Nervös.

Die fremden Jungen sind böse, dass wir sie bestaunen. Sie sammeln Kieselsteine auf und bewerfen uns damit.

Ein Kieselstein trifft Sára am Gesicht.

Ihr Mund blutet.

Die Mutter von Sára brüllt die Fremden an:

„Haut ab! Wir brauchen euch hier nicht, ihr Lumpen! Ihr schwarzen Anti-Christen! Schert euch zum Teufel Ihr habt hier nichts zu suchen!“

Plötzlich rennen Soldaten aus der Kaserne. Viele viele fremde Soldaten.

Die Soldaten stellen sich zwischen uns und den Fremden auf der Durchreise.

Jeder von ihnen hat eine Maschinenpistole.

Die in schwarz gekleidete Fremden und ihre Kinder machen sich auf den Weg, raus aus der Stadt. Sie gehen langsam. Wie Leute, die es nicht eilig haben.

Sie gehen in langer Kolonne die Hauptstraße entlang. Zu Fuß. Sie gehen, wohin, weiß ich nicht.

Einige Kutschen folgen ihnen nach. Sie sind mit den Habseligkeiten der Fremden beladen.

Die Soldaten schauen ihnen eine Zeitlang zu, dann schauen sie uns an, und kehren nach einer Weile auf einen Befehl um und marschieren zurück in die Kaserne.

Ich gehe vor das Kulturhaus. Irgendetwas glänzt im Staub.

Es ist eine goldene Fesselnkette. An der Kette eine kleine, goldene Hand. So, wie man mit der Hand *Stopp* befiehlt.

Ich zeige sie niemandem, nicht einmal Amelie.

Ich klammere die Kette fest mit der Hand um, so gehe ich nach Hause.

Es ist Sonntag.

Meine Mutter ist rübergegangen in die Kirche, um dem Pfarrer bei der Messe zu helfen. Ich bin allein.

Unerwartet geht die Tür auf, es erscheint Yurij, der Soldat mit der Glatze.

Er ist betrunken.

Er torkelt zum Bett meiner Mutter und legt sich hin.

Er sagt:

„Ana, kleine Mädchen, kommen hier!“

Ich stehe am Tisch und bewege mich nicht.

„Ana, kommen, hier Schokolade, ich geben!“

Ich habe Hunger, gestern Abend gab es kein Abendessen, heute früh habe ich auch nicht gefrühstückt. Es kommt vor, dass der Pfarrer tagelang fastet.

Dann trinkt er nur Wasser.

Und dann fasten wir auch mit. Meine Mutter sagt, ein bisschen Fasten schadet nicht, und wir können sowieso nichts horten, also haben wir auch keine Re-

serven. Meine Mutter sagt, im Winter ist das natürlich, dass man weniger isst.

Yurij reicht mir die Schokolade, mit der anderen Hand winkt er mich zu sich. Seine Jacke und sein Hemd sind auf dem Bauch aufgeknöpft.

Er ist immer so, wenn er zu uns kommt.

Er knöpft das Hemd an seinem weichen, fettigen und behaarten Bauch auf, manchmal betatscht er ihn sogar, so dass sein Fett nur so zittert. Er glaubt bestimmt, dass es uns gefällt.

Ich starre die Schokolade an, ich würde sie schon sehr gerne haben. Aber ich habe auch Angst.

Zögernd tue ich ein paar Schritte.

„Na, kommen, Yurij nix Böses machen, kommen, na!“

Ich strecke die Hand aus.

Ich will die Schokolade.

Yurij setzt sich auf, ergreift meinen Arm und zieht mich an sich. Er drückt meinen Arm sehr stark, es tut weh. Mit der anderen Hand drückt er mir die Schokolade in die Hand.

Ich kann nichts machen, ich schreie, dass er mich loslassen soll, aber vergeblich. Er drückt so stark, dass ich Angst habe, er bricht mir den Arm. Ich lasse mich von ihm auf das Bett ziehen. Er will, dass ich mich neben ihn lege aufs Bett.

Ich gehorche.

Meine Mutter hat gesagt, ich soll immer gehorchen.

Ich strecke mich aus, mit dem Rücken zu Yurij. Er ist gar nicht so ekelhaft, der Soldat mit der Glatze, wenn man ihm den Rücken zudreht. Ich packe die Schokolade aus.

Ich atme ihren Duft ein.

Inzwischen fasst mich Yurij von hinten um, er lässt mich nicht los, er umarmt mich, wie er es mit meiner Mutter macht. Ich habe zwei Röcke an, einen langen dicken und einen kürzeren Unterrock aus Leinen.

Höschen habe ich keins an, das Sonntagshöschen ziehe ich nur selten an.

Ich spüre, dass beide Röcke an meinen Schenkeln hochgerutscht sind, aber ich kümmere mich nicht darum.

Ich habe Hunger. Ich genieße es, wie die süße Schokolade in meinem Mund zergeht. Während ich sie esse, werde ich immer hungriger.

Yurij ist dicht hinter mir. Mit einer Hand drückt er mich an sich.

Ich spüre seinen Atem, er ist unangenehm und warm.

Seine andere Hand spüre ich an meinem Po. Ich spüre, wie seine schwielige Hand meinen Po festhält, streichelt, und wie sein Finger sich einen Weg zwischen meine Oberschenkel sucht.

Er knetet mir immer wilder den Po, mit dem Finger streichelt die Öffnung des Pos und versucht, seinen dicken Finger in meine Poöffnung zu drücken.

Gleichzeitig versucht er, vorne auch meine Möse zu streicheln. Es ist sehr unangenehm und tut auch schon weh.

Ich trete mit dem Bein nach hinten, meinen Ellbogen schlage ich in seinen wabbeligen Bauch, alles umsonst.

Ich schreie immer lauter.

Plötzlich spüre ich etwas Dickes und Heißes zwischen meinen Schenkeln.

Ich würde flüchten, aber Yurij hält mich fest.

Ich verliere fast den verstand, so sehr habe ich Angst, ich brülle aus voller Kehle, ich rufe nach meiner Mutter.

Das Dicke und Heiße drückt immer fester. Ich weiß, es ist Yurijs Schwanz, er bewegt sich zwischen meinen Schenkeln, er bewegt sich immer schneller, er sucht was, ich verstehe nicht, was.

Plötzlich spüre ich, dass Yurijs dicker und heißer Schwanz in mich eindringt, ich spüre einen sehr starken, entsetzlichen Schmerz, es ist nur ein Augenblick.

Als ob etwas in mir gerissen wäre. Ich spüre den starken Schmerz, ich schreie, ich weiß selber nicht, was.

Auf einmal geht die Tür auf, verschwommen sehe ich meine Mutter und den Pfarrer.

Ich spüre einen scharfen, pulsierenden Schmerz. Um mich herum ist alles nass.

Auf meinem Gesicht vermischen sich Tränen und Rotz.

Yurij keucht hinter mir, ich spüre sein starkes Schnauben, und meine Mutter zerrt ihn von mir weg, sie schlägt auf ihn wie verrückt ein.

Plötzlich sehe ich die Hunde vor mir, dort in der Holzhütte. Dann sehe ich auch Sára, wie sie lacht: *„Hab keine Angst, jetzt sind die sehr zahm. Ihr Hirn ist vollkommen von der Liebe benebelt. Wir sind in Sicherheit. Sie denken nur an ihren Schwanz.“*

Während ich noch Sáras Lachen höre, taucht auch der Pfarrer auf.

Er will was sagen. Er sagt auch was. Ich verstehe kein einziges Wort.

Ich kann mich kaum bewegen. Es tut sehr weh, dort innen drin. Ich bin nass, aber nicht nur vom Blut. Es ist so, als ob ich Blut gepinkelt hätte.

Ich habe noch nie Blut gepinkelt, aber ich habe gehört, dass es sowas gibt. Und so stelle ich es mir vor.

Ich höre die Stimme meiner Mutter, ich weiß nicht, was sie sagt. Ich fühle mich allein.

Ich stehe auf, tue drei Schritte in Richtung Küche.

An den Rest erinnere ich mich nicht.

Als ich wieder zu mir komme, sehe ich meine Mutter.

Ich öffne die Augen, und sehe meine Mutter, wie sie sich über mich beugt.

Um ihren Kopf herum sehe ich das klare Blau des Himmels.

Meine Mutter hält mir mit beiden Händen den Kopf, so geht sie neben mir her. Ich liege auf einer Karre, wir gehen in Richtung Schule.

Die Karre wird vom Pfarrer geschoben.

Meine Mutter sagt:

„Du hast sehr schlecht geträumt und bist krank geworden. Jetzt gehen wir ins Krankenhaus. Dort werden sie dir helfen, du wirst sehen, es passiert nichts. Der Onkel Doktor wird dich untersuchen. Du bist ein bisschen verletzt, aber du wirst wieder gesund. Das Wichtigste ist, dass Du nicht an deinen Schmerz und deine Verletzung denkst. Das ist jetzt das Wichtigste. Am besten denkst du an gar nichts.“

Der Pfarrer schiebt die Karre, wir gehen in Richtung Schule. Manchmal machen wir eine Verschnaufpause.

Ich versuche, an nichts zu denken.

Unter meinem Bauch spüre ich einen pochenden Schmerz. Ich weine nicht, ich fühle mich bloß ganz leer. Wie wenn ich mich sehr langweile.

Oder noch schlimmer.

Nach der Schule gehen wir auf einer langen, breiten Straße weiter. An beiden Seiten der Straße stehen Platanen. Wir gehen auf der Straße, und ich schaue die riesigen Platanen mit ihrem mächtigen Rumpf an. Sie wirken hier irgendwie sehr fremd.

Die Karre bleibt vor einem hohen Gebäude stehen. Der Eingang ist gelb gestrichen.

Das ist das Krankenhaus.

Meine Mutter nimmt mich in den Arm, sie will mich hineintragen. Ich bin schwer.

Aus dem Krankenhaus kommen zwei Männer in weißen Kitteln. Der eine greift mir unter den Arm, der andere hält meine Beine.

Ich rieche den Krankenhausgeruch, der aus den weißen Kitteln strömt.

Im Krankenhaus geht es mir gut, man gibt mir Medikamente, alle sind sehr nett zu mir.

Ich bin vier Tage im Krankenhaus. Meine Mutter kommt jeden Tag, sie bringt mir was zu essen, auch Früchte, sie erzählt mir, was zu Hause in der Pfarrei los ist, sie fragt, wie es mir geht, sie kümmert sich um mich.

Meine Mutter sagt, dass ich auch operiert wurde, man musste meinen Po ein bisschen zusammennähen, es war aber nicht schlimm, nur zwei-drei Stiche, das war alles, sagt meine Mutter.

Und sie sagt auch, dass nur noch die Herausnahme der Nähte unangenehm sein wird, aber das überlebt man auch noch.

Am vierten Tag, als ich wieder zu Hause bin, sagt mir meine Mutter:

„Du musst etwas wissen. Komm mit in die Waschküche, ich zeige es dir. Eine kleine Überraschung.“

In der Pfarrei gibt es eine kleine Waschküche. Sie hat keine Fenster, aber es ist ein gutes Versteck, wir nutzen sie auch nicht nur zum Waschen, sondern für alles Mögliche, manchmal sogar zum Schlafen.

Meine Mutter nimmt meine Hand, führt mich in die Waschküche, macht Licht und schließt die Tür hinter uns.

Sie geht zu der Wand gegenüber der Tür. Sie betastet ein wenig die Wand, dann ergreift sie mit sicherem Griff einen Backstein und versucht, ihn herauszuziehen.

Der Backstein lässt nach, er kommt fast von sich allein raus.

Meine Mutter stellt den Backstein auf den Boden und zeigt mir, dass es hinter dem Backstein einen Hohlraum gibt.

Ich schaue rein, sehe aber nichts.

Meine Mutter langt in den Hohlraum und zieht einen Leinensack raus. Der Sack ist klein, etwa so groß wie ein Kilo Brot.

Meine Mutter öffnet den Sack und ich sehe den Inhalt. Juwelen und Uhren. Armbanduhren. Meine Mutter zeigt mir die Juwelen: Gold- und Silberketten,

Armbänder, Geldmünzen und auch Perlen. Und Steine. Glitzernde Edelsteine.

Dann wird sie immer aufgeregter. Sie atmet schneller, ihr Gesicht wird ganz rot.

Sie sagt:

„All das habe ich jahrelang gesammelt. Die Soldaten können auch mal ganz großzügig sein. Auch von Yurij habe ich allerhand bekommen. Schau mal, diese Kette hier und diese Uhren habe ich auch von Yurij bekommen.“

Sie zeigt mir die Kette, es ist eine dünne Goldkette. Sie zeigt mir auch die Armbanduhren.

Dann nimmt sie eine weiße Perlenkette raus. Sie hält sie ein bisschen gegen das Licht, so zeigt sie sie.

Ich sehe, wie sie schimmert.

„Siehst du, diese hast du jetzt bekommen. Von Yurij.“

Ich schaue meine Mutter an. Sie ist stolz auf ihre Juwelen.

„Du musst wissen, dass all das sehr viel wert ist. Mit denen können wir ein neues Leben beginnen, wenn uns was Schlimmes passiert. Die haben sogar jenseits der Grenze einen hohen Wert. Ich sage das dir, damit du es weißt.“

Ich sehe meine Mutter an, ich sage nichts.

„Der Yurij hat dir diese Perlen *dafür* geschenkt. Weil er sich so schlecht benommen hat mit dir. Er hat mich um Verzeihung gebeten. Er hat dir wehgetan und bittet dich, nicht böse auf ihn zu sein. Wir sollen sei-

nen Fehler vergessen. Schließlich ist das nicht das Ende aller Tage, was geschehen ist, ich bin noch rechtzeitig dazwischen gegangen. Ich glaube, man kann ihm verzeihen. Was denkst du?“

Ich schweige, ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Meine Mutter legt den Sack wieder in den Hohlraum.

Wir gehen raus aus der Waschküche, in den Garten vor dem Pfarrhaus.

Es ist kalt, ich friere. Ich ziehe die Kapuze der roten Jacke über meinen Kopf, um mich vor der Kälte zu schützen, so gehe ich mit meiner Mutter nach hinten zu den Tieren.

Schließlich ist die rote Jacke auch von Yurij.

Meine Mutter lächelt schon, ja, sie lacht, als ob es ein Fest wäre. Sie sagt, wir schlachten ein Huhn, um zu feiern, dass ich raus aus dem Krankenhaus und wieder zu Hause bin.

Es ist wieder kalt geworden.

Der Pfarrer sagt, es ist ungewöhnlich, dass der Winter so spät zurückkommt, am Ende des Frühlings, und er sagt auch, dass der Frost den Obstbäumen schaden wird, weil die Temperatur nachts sogar unter minus zehn Grad fällt.

Nachts werde ich von lautem Motorengeräusch geweckt.

Ich gehe mit meiner Mutter raus auf den Hof, wir hüllen uns in warme Mäntel, Decken und Tücher, trotzdem frieren wir.

Mir fällt das Gehen schwer, es tut mir zwischen den Beinen immer noch weh.

Auf der Straße sind Soldaten. Sie beleuchten das Lehmhaus gegenüber mit Scheinwerfern.

Inzwischen ist auch der Pfarrer erschienen.

Die Soldaten brechen die Tür des Lehmhauses auf, der Pfarrer geht mit ihnen auch rein. Mehrere Nachbarn stehen auf der Straße rum.

Ich sehe, dass auch die Großmutter von Amelie da ist.

Inzwischen kommen weitere Soldaten mit Lastwagen. Der große Soldat ist auch dabei, er schreit etwas in einer fremden Sprache, worauf noch mehr Scheinwerfer eingeschaltet werden, die Straße ist fast wie am helllichten Tag.

Der Pfarrer kommt aus dem Lehmhaus. Sein Gesicht ist ganz steif. Er sagt etwas zu einem der Soldaten.

Die Soldaten bringen Tragbaren her.

Der Pfarrer schaut einen Augenblick zu mir rüber, dann zu meiner Mutter, bevor er wieder ins Lehmhaus geht.

Es vergeht eine halbe Stunde.

Wir frieren sehr.

Die Soldaten kommen aus dem Haus. Sie schleppen drei Tragbaren mit sich.

Die Tragbaren sind mit weißem Lacken bedeckt.

Sie laden die Tragbaren auf einen Lastwagen.

Zwei sind schon auf dem Laster, den vorderen Teil des dritten hält Johnny oder Ivan, der große Soldat.

Die Tragbare kippt ein bisschen, weil Ivan sie falsch angehoben hat, das weiße Bettlaken rutscht auf die Seite.

Ich sehe das Gesicht des Mageren Mädchens.

Ihre Augen sind noch größer als bisher. Aber sie hat keinen Blick mehr, sie schaut niemanden an, sie starrt leblos vor sich hin.

Am nächsten Tag beim Mittagessen sagt der Pfarrer zu meiner Mutter:

„Sie war acht Jahre alt, so wie Ihre Tochter. Und wog ganze acht Kilo. Sie ist vor Hunger gestorben. Und wir wussten nicht, dass sie hier wohnen, uns gegenüber.“

Meine Mutter schaut den Pfarrer nicht an.

Als ob sie schuld daran wäre, dass das Magere Mädchen gestorben ist.

Sie senkt den Kopf, sie schweigt.

Ich denke an den Topf, in dem die Milch war. Ich fürchte, dass meine Mutter einmal mich noch für sein Verschwinden verantwortlich macht.

Ich denke oft daran, dass ich meine Mutter nicht liebe, aber wahrscheinlich wüsste ich nicht, was ich tun soll, wenn ich allein bleiben würde.

Ich kann ihr vieles nicht verzeihen. Auch den Tod des Mageren Mädchens nicht, unter anderem. Ich weiß, dass ich es ihr *nie* verzeihen werde.

2.

Es ist Sommer. Sehr warm.

Eigentlich ist es nicht richtig Sommer, wir haben Anfang Mai, aber es ist schon heiß wie sonst im Juli.

Man sieht überall die Blüten der Pappeln.

Amelie nennt das Blüten der Pappeln gerne „*Schneetreiben im Mai*“, in ihrem Garten macht sie kleine Häuflein aus den fliegenden, weißen Flocken, und sie kann stundenlang zugucken, wie sie im Wind treiben.

Wir sitzen nebeneinander im Staub, die Sonne scheint auf uns, wir betrachten die Flocken der Pappelblüten, aus denen sich kleine Häufchen bilden.

Es ist Samstag, früh am Nachmittag.

Amelie sagt:

„Ich war im Keller. Stell dir mal vor, ich bin ganz bis zum Steinhaufen gegangen. Er ist nicht mehr so, wie wir ihn gelassen haben. Irgendjemand hat daran weitergearbeitet. Die Öffnung, durch die bisher die Ratten ein- und ausgingen, ist jetzt viel größer. Selbst

ein Erwachsener käme da durch. Man kann also da durch.“

„Hast du es versucht?“

„Nein. Aber ich habe mit der Petroleumlampe reingeleuchtet und gesehen, dass es da tatsächlich so'nen Tunnel gibt. Die Öffnung wird breiter und sie führt irgendwohin. Möglich, dass die Soldaten recht haben, und man kann sogar auf die andere Seite des Berges gelangen. Und da ist man schon über die Grenze.“

„Sag's deiner Großmutter. Vielleicht müsste man das jemandem melden.“

„Ich möchte es zuerst selber sehen. Lass uns mal runtergehen! Das wäre doch schön! Wir beide. Wir könnten im Tunnel weiter gehen. Was meinst du?“

„Ich glaube, das ist gefährlich. Man sollte es lieber den Soldaten melden. Sagen wir, dem mit der Glatze. Dem Yurij. Dem, der oft zu uns kommt. Der weiß bestimmt, was man da machen muss. Man erzählt ja, dass von der anderen Seite des Berges gefährliche Menschen rüberkommen könnten. Solche, die uns nicht mögen.“

„Meine Oma sagt, dass es mit den Soldaten bald zu Ende sein wird. Dass die Befreier kommen, und wir ganz anders leben werden als bisher. Das sagt meine Oma. Und sie sagt auch, dass wir dann Geld haben und reich werden und gehen, wohin wir immer wollen. Wenn die Befreier kommen. Dann werden wir auch so wie die, die jenseits der Grenze leben. Die sind dort

alle reich, sagt meine Oma. Und sie haben alle Autos und reisen viel. Sie sagt, dass die Menschen von dort sogar ans Meer fahren dürfen. Und sie fahren mit dem Schiff zu fernen Inseln. Einmal sagte meine Oma auch, dass sich die Leute jenseits der Grenze auf den Felsen der Meeresküste sogar nackt sonnen dürfen. Stell dir mal vor, nackt, Männer und Frauen zusammen. Nudisten nennt man sie, sagt meine Oma. Also die, die jenseits der Grenze leben und solche Sachen machen. Hast du schon das Meer gesehen?“

Ich schweige. Mit dem Finger zeichne ich im Staub. Ich zeichne einen Panzer, auf dem Dach sitzt ein Soldat mit einem Stahlhelm auf dem Kopf und einem Blumenstrauß in der Hand.

Ich zeige es Amelie. Sie lacht:

„Er ist wie euer Soldat mit der Glatze. Der Yurij. Genau so.“

„Der ist nicht unser Soldat. Wir haben gar keinen Soldaten mit der Glatze. Yurij ist nicht unser Soldat. Er besucht uns manchmal, das ist alles. Er bringt Nachrichten von meinem Vater.“, sage ich Amelie.

Dann denke ich daran, dass ich Amelie nicht erzählt habe, was Yurij, der Soldat mit der Glatze mit mir gemacht hatte. Ich denke, dass ich es einmal erzählen sollte. Wenigsten ihr, Amelie. Dass es sehr schlimm war. Und während ich daran denke, fühle ich mich wieder ganz leer, wie damals.

Dann sage ich:

„Weißt du, Yurij ist der beste Freund meines Vaters. Einmal wirst du auch meinen Vater kennen lernen. Er ist groß und stark. Er hat rote Haare wie ich. Und er hat auch ein Auto wie die, die jenseits der Grenze leben. Ein wunderschönes Auto hat er. Ein Auto, weißt du, von dem man sagt, dass es nur in Filmen zu sehen ist. Und mein Vater hat auch schon das Meer gesehen. Er hat mir erzählt, dass er einmal sogar unters Wasser getaucht ist, ganz tief. Man sagt, dass im Meer, unter dem Wasser fabelhafte Wesen leben. Echt. Auch Drachen zum Beispiel. Echte Drachen. Solche, von denen man sonst nur in den Märchen hört. Wenn Yurij weggeht, dann kommt mein Vater zu mir. Er ist kein Soldat. Er verträgt sich ganz gut mit Yurij, aber die Soldaten mag er nicht.“

Amelie zuckt mit den Schultern:

„Mich interessiert das nicht.“

Plötzlich verwischt sie mit dem Fuß meine Zeichnung im Staub:

„Dann zeichne doch keine Soldaten, wenn du nichts mit denen zu tun hast!“, schreit sie.

Sie ist mir böse, ich weiß nicht, warum.

Sie rennt weg, nach hinten in ihren Garten.

Ihre Großmutter kommt gerade in diesem Moment aus dem Haus. Auf einem Teller trägt sie einen Haufen Kartoffelpuffer. Sie gibt mir auch ein Stück, ich kann es kaum halten, so heiß ist es.

Ich habe Hunger.

Ich beiße rein, meine Nase und mein Mund sind voll mit seinem Duft.

Mich stört auch nicht, wenn mir der Wind ab und zu eine Pappelblüte ins Gesicht weht.

Eigentlich weiß ich nicht so richtig, warum ich Amelie gesagt habe, dass Jurij der beste Freund meines Vaters ist. Ich weiß nicht, wie ich so was von meinem Vater sagen konnte. Wenn ich einen Vater hätte, dann würde er Jurij bestimmt töten. Wenn mein Vater einmal kommen würde, wenn er einmal kommen könnte, dann würde ich ihm erzählen, was der Jurij mit mir gemacht hat, und dann würde er mir helfen. Da bin ich mir sicher. Man müsste ihm nicht lange erklären, er wüsste sofort, worum es geht. Wenn ich einen Vater hätte, würde ich ihn sehr lieben. Und ich weiß, dass er sehr auf mich aufpassen würde. Er hätte mich nicht allein gelassen, wie es meine Mutter getan hat. Meine Mutter weiß nicht, wie allein ich in Wirklichkeit bin. Wenn mein Vater da wäre, würde er mich an die Hand nehmen und wir würden Hand in Hand auf der Straße spazieren gehen, rauf bis zum Platz, dann würden wir an der Kaserne und auch an der Schule vorbei gehen, und alle würden sehen, dass ich einen Vater habe. Dass ich wirklich einen Vater habe.

Mit meiner Mutter gehen wir zur Stadtverwaltung, um neue Ausweise anfertigen zu lassen.

Letztes Jahr waren wir schon da, damals habe ich neuen Namen und neue Geburtsdaten bekommen.

Seitdem nennt man mich Anna.

Und jetzt sind wir wieder beim Stadtrat. Meine Mutter kriegt einen neuen Personalausweis und mir lässt sie einen Reisepass ausstellen.

Nicht dass wir über die Grenze könnten, aber ich darf noch keinen Personalausweis haben.

Also deshalb.

Meine Mutter sagt auch noch, dass man es nie wissen kann. Selbst das ist möglich, dass wir einmal sogar die Erlaubnis kriegen, über die Grenze zu gehen.

Sie sagt, dass man uns dort, jenseits der Grenze, herzlich empfangen würde.

Meine Mutter sagt, es schadet nicht, wenn ich einen Reisepass habe.

Selbst dann ist es gut, einen zu haben, wenn ich jetzt gar nicht über die Grenze kann, sagt sie.

Ich stelle mir vor, dass die Grenze so ähnlich sein muss wie eine sehr hohe Mauer.

Aus Beton.

Ich stelle mir vor, dass ich vor der Betonmauer stehe, schaue nach oben, sehe aber nicht, wo sie endet, so hoch ist sie.

Ich weiß nicht, wie man *rüberklettern* könnte.

Und da fühle ich mich sehr sehr klein.

Beim Stadtrat erklärt uns eine sehr nette Frau, wie die Ausweise gemacht werden. Sie sagt, dass unsere Fingerabdrücke auch drin sein werden, und dass man auch unsere Augen fotografieren wird.

Sie sagt:

„Diese modernen Ausweise beinhalten auch besondere Angaben. Sogenannte *biometrische Identifikationsmerkmale*.“

Die nette Frau beim Stadtrat ist sichtlich zufrieden, dass sie solche Dinge weiß.

Dann wendet sie sich zu mir und fragt:

„Na, Kleine, weißt du, warum diese *biometrischen* Daten nötig sind?“

Ich schaue sie nur an.

Sie lächelt, dann fährt sie fort:

„Weil das neue Identifikationssystem unser aller Sicherheit dient. Man braucht keine Angst davor zu haben, außerdem ist es sowieso Pflicht. So ist das Gesetz. Weißt du, was Gesetz ist, Kleine? Gesetz ist, was jeder einhalten muss. Wir brauchen diese Gesetze, weil wir so die Staatsbürger identifizieren können. Dank den biometrischen Daten können wir sicher sein, dass dieser Ausweis garantiert dein Ausweis ist, niemand anders kann ihn benutzen, und fälschen kann man ihn auch nicht. Mit diesen neuen Ausweisen wird es viel leichter, die schlechten Menschen, die Verbrecher zu kontrollieren und zu erwischen, dadurch wird unser Leben sicherer und ruhiger. Wer nichts zu ver-

bergen hat, der braucht auch keine Angst zu haben vor so etwas.“

Während die nette Frau spricht, beginnt sie auch schon mit den Vorbereitungen:

„Komm her, Kleine, gib mir die rechte Hand, deine Finger sollst du auf diese Maschine legen, so, deinen Daumen auch, so ist das gut, wir bewegen nicht die Hand, wir bleiben für einen Moment ganz ruhig, pass auf, jetzt, jetzt muss du deine Finger stark drauf drücken, so, sehr gut, wir sind auch schon fertig.“

Dann muss ich in eine Kamera gucken.

„Öffne schön die Augen, Kleine, so, nicht blinzeln, jetzt, so, wir sind fertig.“, sagt die nette Frau und ist sichtbar glücklich.

„Weißt du, Kleine, das ist sogar für uns noch neu, wir sind dabei, es zu lernen. Siehst du, hier auf dem Bildschirm sind deine Fingerabdrücke, und hier der Abdruck der Iris deiner Pupille, guck, wie schön es ist! Die überspielen wir in den Computer, und dann werden sie unsichtbar übertragen in deinen Reisepass. Wenn du jetzt einmal verreist, kann man dich überall auf der Welt identifizieren.“

Den Reisepass werde ich mit der Post bekommen.

Für meine Mutter fertigt man den Personalausweis genauso aus.

Meine Mutter ist in letzter Zeit sehr zufrieden. Ausgeglichen.

Ich sehe sie immer heiter, nicht so wie früher.

Damals war sie immer nervös. Bevor wir in diese Stadt gekommen sind.

Sie sagt:

„Wir haben’s hier gut, nicht wahr? Man fragt nicht, woher wir gekommen sind, man hat uns aufgenommen. Wir verstehen uns gut mit den Soldaten, sie passen auf uns auf, sie tun uns nichts.“

Wir sind auf dem Heimweg.

Ich trete kleine Kieselsteine im Staub, ein Militärlastwagen kommt uns entgegen.

Am Steuer sitzt der große Soldat, Ivan oder Johnny. Als er uns sieht, hupt er uns freundlich an.

Auch hinten sitzen Soldaten.

Sie winken uns, und wir winken zurück.

Sie singen ein fremdes Lied in einer fremden Sprache. Die Melodie kommt mir bekannt vor, ich summe sie leise mit.

Ich habe nie erfahren, was meine Mutter zu dieser Zeit so glücklich machte. Es hat mich auch nie interessiert. Sie lächelte, ihre Augen glänzten, sie lachte viel. Und sie hatte keine Angst. Früher, als ich noch ganz klein war, hatte sie dauernd Angst. Und weinte. Dabei wurde ihr Gesicht ganz hässlich. Und da fühlte ich mich auch unglücklich. Damals, als ich noch ganz klein war.

In der Stadt gibt es immer mehr fremde Soldaten.

Die sind gut gelaunt.

Sie sitzen auf Militärlastwagen oder auf dem Dach von Panzern, in der Hand haben sie Maschinengewehre.

Zu uns Kindern sind sie nett.

Man sieht sie öfter auch mal zu Fuß. Sie marschieren in Gruppen von zehn oder zwanzig Mann durch die Stadt, sie gehen oft auch an der Pfarrei vorbei, sie schreiten immer in Takt, immer auf Kommando, und sie singen oft fremde Lieder.

Meine Mutter mag diese Lieder.

Jurij, der Soldat mit der Glatze kommt fast jeden Tag zu uns in die Pfarrei, wo wir wohnen.

Er kommt oft erst abends, dann bringt mich meine Mutter in der Waschküche zu Bett.

Ich hasse es, in der Waschküche allein zu schlafen, weil doch die Waschküche keine Fenster hat.

Ich habe Angst im Dunkeln, und in der Waschküche ist es stockdunkel, als ob man in einem Sarg liegen würde, und die Lampe darf man nicht lange brennen lassen, der Strom ist sehr teuer.

Wir schaffen es bald nicht, die Rechnung zu bezahlen, sagt meine Mutter.

Wenn ich weiß, dass der Soldat mit der Glatze kommt, vermeide ich möglichst immer, ihm zu begegnen.

Ich will nicht, dass er mich streichelt.

Er mag es, mir das Gesicht zu streicheln und die Haare. Er will mir immer ein Busserl geben, dabei stinkt er auch noch aus dem Mund.

Meine Mutter sagt, er stinkt nicht zu sehr, er hat nur etwas schlechte Zähne, deshalb hat er einen *faulen* Mundgeruch.

So sagt sie es.

Ich weiß nicht, wie dieses *faul* ist, ich weiß nur, dass er stinkt.

Der Soldat mit der Glatze kommt oft, fast jeden Tag, und es kommt vor, dass er nicht allein kommt, sondern mit zwei-drei Freunden. Auch die sind Soldaten.

Dann trinken sie und lachen viel. Manchmal tanzen sie sogar.

Einer der Soldaten hat eine Art Gitarre, damit spielt er und singt auch dazu.

Der Pfarrer mag es nicht, wenn die Soldaten kommen.

Er sagt zu meiner Mutter:

„Sie sind sehr laut, Ihre Freunde, und sie bringen sogar die Kirche in Verruf, es wäre besser, wenn sie nicht kämen.“

Meine Mutter antwortet mit gesenktem Kopf.

„Ich weiß es, Hochwürden, aber Sie wissen ja auch, dass man denen nicht widersprechen darf. Selbst Sie dürfen ihnen nicht widersprechen. Was soll ich tun, ich bin allein, mein Mann arbeitet in der Hauptstadt an einem geheimen Staatsauftrag, er kann sich

nicht um mich und das Kind kümmern. Er weiß, dass hier die Soldaten das Sagen haben. Was kann ich denn allein tun?“

„Ich sage nur: sie sollen leiser sein. Und versuchen Sie zu erreichen, dass sie sich woanders amüsieren. Nicht hier, in der Pfarrei. Das nimmt kein gutes Ende.“

„Hochwürden, wir wissen nicht, wohin wir gehen sollten.“

Der Pfarrer schaut meine Mutter an, sehr lange, dann zuckt er die Schulter:

„Ich habe nicht gesagt, dass Sie weg sollen. Ich habe nur darum gebeten, dass Sie ein bisschen leiser sind.“

Einige Tage später spricht Yurij mit dem Pfarrer. Sie reden lange miteinander und sie lachen sogar.

Dann steckt Yurij etwas dem Pfarrer zu.

Der Pfarrer schaut an, was er von Yurij bekommen hat, dann bindet er es sich ans Handgelenk.

Das ist eine digitale Armbanduhr.

Der Pfarrer sagt:

„Ich werde es zu den Reliquien tun. Schließlich ist es ein nützliches Ding. Es zeigt die Zeit an. Es leuchtet sogar, wenn man hier einen Knopf drückt.“

Yurij lacht.

Die beiden verstehen sich.

Ich stehe jeden Tag sehr früh auf.

Bevor ich in die Schule gehe, füttere ich die Tiere, die Hühner, die Gänse, die Kaninchen.

Wir haben Ende Mai, es wird sehr früh hell. Ich gehe und mache meine Arbeit wie jeden Tag.

Meine Mutter ist bis dahin meistens schon fertig mit dem Schwein, sie macht in der Pfarrei sauber oder macht sich in der Kirche am Altar zu schaffen, sie bereitet die Morgenmesse vor. Sie muss die Kleider des Pfarrers aus dem Schrank holen, sie muss kontrollieren, ob alles in Ordnung ist, der Pfarrer sagt immer, die Messe ist wie eine Theatervorstellung, die Requisiten spielen auch eine wichtige Rolle.

Ich gehe zu den Kaninchen, ich gebe ihnen Gras und Rüben zu fressen. Ich lasse auch die Hühner raus, im hinteren Hof können sie nach Herzenslust nach Körnern herumstochern.

Für heute bin ich fertig.

Ich gucke noch rein in die Pfarrei, dann gehe ich in die Schule, wie gewöhnlich.

Es ist früh am Morgen, aber schon ziemlich warm. Auch in der Pfarrei ist es nicht viel kühler.

Hinter der Küchentür höre ich das Lachen meiner Mutter.

Ich öffne die Tür, um mich zu verabschieden.

Durch das Fenster fällt Licht ein. Es beleuchtet den Pfarrer, der mit dem Rücken zu mir auf einem Hocker sitzt. Seine Soutane ist hochgezogen, man kann sogar seine Oberschenkel sehen.

Vor ihm steht ein kleiner Holztrog, meine Mutter wäscht ihm gerade die Füße.

Sie hat ein leichtes weißes Kleid an aus Leinen.

Das Licht fällt von hinten auf sie, das Leinenkleid leuchtet geradezu. Im Licht sieht sie fast so aus, als hätte sie einen Glorienschein über dem Kopf.

Ihre Haare fallen nach vorne, sie bedecken ihr Gesicht. Ich sehe nur ihr Kinn, und wie sich ihr Mund öffnet.

Ich sehe ihre kleinen, weißen Zähne und ihre Zunge, ihre rote Zunge im Mundwinkel.

Das Leinenkleid ist oben klatsch nass. Wie sie sich nach vorne beugt, trennt sich das Kleid von ihrem Oberkörper, man kann frei ihre Brüste sehen.

Ihre Brustwarzen sind ganz steif.

Auch der Pfarrer beugt sich vor, er fasst meiner Mutter unter das Kleid.

Mit dem Finger berührt er eine der Brustwarzen. Dann sehe ich, wie er die eine Brust meiner Mutter voll in die Hand nimmt und knetet. Einige Sekunden bewegen sich beide nicht.

Dann schaut meine Mutter plötzlich auf. Sie schaut nicht den Pfarrer an, sondern mich.

Unsere Blicke begegnen sich.

Die Schule ist gleich neben der Kaserne. Vor der Kaserne bleibe ich stehen, ich schaue den Soldaten zu.

Sie packen.

Es sind viele, viel mehr als früher.

Auch der große Soldat packt. Er lädt große, grüne Säcke auf einen Lastwagen.

Er sieht mich und kommt zu mir, an den Zaun der Kaserne.

„Sehen, kleine Mädchen, alles ändern sich. Gehen weg, die Soldaten. Unerwarteter Befehl. Kommen Ukas, wir gehen. Kommen andere Soldaten. Andere Soldaten aus anderem Staat. Kleine Mädchen sein vorsichtig, Soldat hoffen. Ich haben kleine Mädchen, so wie du. Ich tun nix kleine Mädchen. Nie tun ich böse.“

Ich schaue den großen Soldaten eine Weile an, dann gucke ich wieder den Vorbereitungen zu.

Ich antworte nicht.

Durch das Eisengitter streckt der große Soldat seine Hand raus. Dann öffnet sich die Hand und ich sehe, dass etwas darin glänzt.

Ein kleines goldenes Kreuz liegt da.

„Geben kleine Mädchen der Mama zu. Mama freuen sich. Morgen fahren Mannschaft los, nix mehr sehen Ivan. Sein ein Souvenir. Du sagen, Johnny schicken! Zu Mama. Du sagen, Johnny sein gut Mensch. Ja, du sagen, kleine Mädchen?“

Ich antworte nicht.

Ich nehme das Kreuz und gehe in die Schule.

In der Klasse setze ich mich neben Amelie, wie immer. Sára sitzt in der Bank hinter uns.

Ich mag Sára und besuche sie oft. Auch die Unordnung mag ich, die bei ihnen herrscht. Wir sitzen im Schuppen, sie bringt mir das Geigenspielen bei. Es hört sich inzwischen etwas besser an, wenn ich mal übe.

Sára sagt, ich wäre begabt für die Geige, aber ich bin nicht fleißig genug.

Es wäre ihr lieber, wenn ich sie öfter besuchen würde.

Aber, sagt Sára auch, das Wichtigste ist eigentlich nicht, dass ich das Geigenspielen lerne, sondern dass ich die Geige spüre und überhaupt fühle, wie wunderbar Musik ist.

Ich mag auch Musik, und das habe ich Sára auch gesagt.

Auch von der Klavierspielerin habe ich ihr erzählt.

Ich habe ihr gesagt, dass ich am liebsten Klavier spielen möchte. Dass ich einmal die „Für Elise“ so richtig schön spielen möchte.

Wir haben auch besprochen, dass ich sie einmal mit zu der Klavierspielerin nehme.

Aber irgendwie habe ich sie bisher nie mitgenommen.

Das ist aber ein sehr schönes Gefühl, dass wir in der Klasse zusammen sind.

Sára, Amelie und ich.

Den Lehrer mag Sára übrigens auch nicht. Sie sagt, sie weiß auch nicht, warum sie ihn nicht mag, aber sie mag ihn halt nicht, und sie sagt auch, dass sie in Wirklichkeit die Schule hasst, kommt aber trotzdem, um ihrer Mutter keinen Kummer zu bereiten.

Der Lehrer kommt mit seiner Krücke, er humpelt zwischen den Bankreihen hin und her, dabei schubst er ein paar auf dem Boden liegende Taschen, Beutel und so was zur Seite.

Er ist nervös.

Der Lehrer sagt:

„Wir haben schon öfter besprochen, dass zwischen den Bankreihen nichts herumliegen darf! Bitte legt alles auf die Bank oder hängt es auf den Kleiderständer!“

Er schubst mit seiner Krücke die Plastiktüte eines Mädchens wütend aus dem Weg.

Dann wird er müde und setzt sich an den Lehrtisch. Er sagt, wir sollen unser Lesebuch rausholen.

Er sagt auch, wir sind schon groß genug, um endlich anständig lesen zu können.

Ich kann schon gut lesen, aber die anderen haben noch Schwierigkeiten damit.

Auch Sáras Bruder, Arno, ist da. Er ist ein Jahr älter als wir.

Arno geht kaum zur Schule, aber Geige spielen kann er wunderbar.

Nur die Buchstaben kennt er nicht so richtig.

Der Lehrer sagt:

„Das Schuljahr geht langsam zu Ende, Kinder. Die Zeit ist gekommen, Rechenschaft abzulegen. In diesem Jahr solltet ihr lesen lernen. Ihr wisst, dass dies die wichtigste Aufgabe ist. Ich habe euch oft gesagt, dass ihr auch zu Hause regelmäßig lesen sollt, weil die tägliche Übung das Lesen erst richtig erleichtert. Damit es nicht zur Last wird, sondern zum Vergnügen. Wir haben es auch oft geübt. Denn Übung macht den Meister, wie das Sprichwort es auch sagt. Wer jetzt nicht lesen kann, den muss ich bestrafen. Das ist meine Pflicht, ich bin Lehrer, ich muss die Schüler loben und strafen. Also passt auf, weil ich dem, der nicht richtig lesen kann, mit dem Stock auf die Finger hauen werde. Einmal. Nur einmal. Das wird die Strafe sein. Ich werde ihm einmal auf die Finger hauen, damit er lernt, man soll lesen, man soll das Buch *in die Hand nehmen*. Das bedeutet dieser Schlag. Dass ihr das Buch in die Hand nehmen sollt! Also lesen wir jetzt. Nimmt euch endlich zusammen.“

Wir alle müssen lesen. Der Lehrer ruft uns einzeln auf, es hängt von ihm ab, wer an der Reihe ist. Jeder liest einen Satz aus dem Lesebuch.

Der Lehrer ruft meinen Namen, ich lese fließend den Satz.

Nach mir kommt Sára, dann Amelie.

Nach Amelie kommt ein Junge, Hiro. Er hat ein interessantes Gesicht, es ist nicht so wie unsere Gesichter.

Er ist auch fremd, aber anders als die bisherigen Fremden, und auch seine Haut ist nicht bräunlich, eher gelblich.

Hiro beginnt den Satz, bleibt einen Augenblick stecken, doch schließlich gelingt ihm der ganze Satz.

Dann sagt der Lehrer:

„Arno!“

Hinter mir höre ich ein Geräusch. Sára beugt sich vor, während sie ihrem Bruder Arno etwas zuflüstert.

Arno schweigt.

Der Lehrer steht auf und hüpfte mit seiner Krücke an die Bank von Arno. Mit dem Stock in der Hand.

„Arno! Du sollst lesen!“

Arno schaut den Lehrer an, sagt aber nichts. Er hält beide Hände auf dem Buch.

„Also los, Arno! Du sollst lesen!“

Arno schaut den Lehrer weiter nur an, er versucht nicht einmal, den Satz zu lesen.

Der Lehrer ist nervös:

„Du sollst mich nicht anglotzen, sondern ins Buch schauen! Du Rindvieh! Hast du nicht verstanden? Los, lese!“

Arno bewegt sich nicht. Er hält immer noch beide Hände auf dem Buch und schaut weiterhin den Lehrer an.

Der Lehrer hebt den Stock und haut Arno auf die rechte Hand.

Arno schaut immer noch den Lehrer an. Er zieht die Hand nicht weg, er schreit nicht, er jammert nicht.

Der Lehrer schlägt noch einmal zu.

Dann wieder.

Und noch einmal.

Insgesamt schlägt der Lehrer zehnmal zu, immer wütender und immer fester.

Beim zehnten Schlag brüllt er schon:

„Du wirst mir nicht in die Fresse glotzen, du Scheißkerl! Du stinkender, hergelaufener Niemand! Du solltest dich zurückscheren in deine Hütte! Jawohl, dahin!“

Arnos beide Hände bluten.

Geschwollen und lila angelaufen sind sie, er kann sie nicht einmal bewegen.

Nach der Schule gehen wir nach Hause. Von der einen Seite stützt Sára den Arno, von der anderen Seite helfe ich ihm.

Arnos Hand liegt auf meiner Schulter. Ich habe eine dunkelrote Strickjacke an, sie hat mir noch Yuriĵ geschenkt.

Ich tröste mich damit, dass man da nicht so sehr die Blutflecken sieht.

Am Abend kann ich schlecht einschlafen, meine Mutter fragt, warum ich traurig bin, aber ich antworte nicht.

Nachts träume ich ununterbrochen. Ich schreie sogar im Traum, meine Mutter weckt mich, sie beruhigt mich, streichelt mir das Gesicht und die Stirn.

Bei Morgendämmerung wird es etwas besser. Ich falle in tiefen Schlaf, während des Schlafs bin ich ruhig.

Ich habe das Gefühl, es kann mir nichts passieren.

Im Traum bin auf dem Hauptplatz, vor dem Kulturhaus.

Der Platz ist vollkommen leer, weit und breit kein Mensch.

Ich sehe weiße und schwarze Vögel. Die sind überall auf dem Platz.

Die hocken im Staub, putzen sich die Federn. Viele viele weiße und schwarze Vögel.

Der Platz ist praktisch zugedeckt von denen.

Die sitzen auch auf den Dächern der Häuser und auf den Bäumen, man kann so gut wie nichts anderes sehen, nur die weißen und schwarzen Vögel.

Und immer neue kommen dazu. Ich könnte nicht sagen, wovon es mehr gibt, von den weißen oder von den schwarzen.

Sonst sind sie vollkommen gleich. Nur die Farbe ist anders.

Der eine oder andere lässt sich auf meiner Schulter nieder.

Im Traum habe ich keine Angst vor ihnen, aber ein bisschen ist es unangenehm. Ich fürchte, dass einer sich in meinen Haaren verfängt.

Ich bin traurig, weil ich mich allein fühle. Ich hätte gerne, wenn meine Mutter hier wäre.

Oder Amelie.

Oder irgendjemand anderes.

Mir ist warm.

Es dürfte spät Nachmittag sein, weil ich einen ganz langen Schatten werfe.

Ich höre ein scharfes Pfeifen, die Explosion sehe ich gar nicht, der Luftdruck wirft mich zu Boden. Als ich wieder zu mir komme, ist es bereits dunkel.

Nachts.

Ich stehe mit Mühe auf, weil mir mein Bein sehr weh tut. Um mich herum lauter Vogelkadaver.

Ich fasse mich an den Knöchel. Ich schaue meine Hand an, sie ist voller Blut.

Ich mache mich auf den Heimweg. Ich habe Angst, ich weine vor Schmerzen und Angst.

Als ich wieder wach werde, habe ich immer noch Tränen im Gesicht. Ich spüre Nässe zwischen den Beinen. Meine Oberschenkel sind blutig und auch das Bettlaken unter mir.

Wie damals, als Yurij mir wehtat.

Ich laufe raus auf den Hof. Ich suche meine Mutter. Sie kommt gerade von den Hühnern.

Sie hat das morgendliche Füttern schon hinter sich.

Meine Mutter wusste nicht und später die Ärzte im Krankenhaus wussten auch nicht, wovon ich diese Blutungen habe. Das Ganze hat offenbar mit Jurij angefangen. Danach habe ich oft irgendwas mit Blut geträumt, aber nicht nur geträumt. Mein Bettlaken war blutig, meine Oberschenkel, mein Rock. Das war nicht schön. Dann hörte es auf. Meine Mutter sagte, ich würde bestimmt länger brauchen, um gesund zu werden. Ich weiß nicht, ob es wirklich so war, und auch nicht, ob die Blutungen deshalb aufgehört haben, weil ich gesund wurde. Aber es hat aufgehört. Von sich allein. Vergessen wir es.

Ich gehe in die Straße der Klavierspielerin.

Ich fahre mit der Hand wie gewöhnlich über das Gitter des Zaunes.

Es ist still.

Die Klavierspielerin übt nicht.

Ich stehe am Zaun, an mir ziehen Militärlastwagen vorbei. Einer nach dem anderen, mindestens fünfzehn Lastwagen.

Auf den Lastwagen sind Waffen und Soldaten. Ich sehe auch solche Waffen, die auf dem Hof der Kaserne standen.

Mit denen kann man auch auf Flugzeuge schießen.

Die Soldaten winken nicht.

In der Stadt hängen überall Plakate. Das sind gemeinsame Plakate des Stadtrates und der militärischen Führung. Meine Mutter und der Pfarrer unterhalten sich auch über diese Plakate. Und auch die Großmutter von Amelie. Sogar der Direktor in der Schule hat über diese Plakate gesprochen. Meine Mutter sagt, es gibt keinen Grund zur Beunruhigung, man informiert die Einwohner darüber, so sagt sie, dass es aus *innenpolitischen und außenpolitischen Gründen Einschränkungen geben wird*, und dass *man uns auch darüber informiert, dass die bei uns ankommenden Flüchtlinge bei Familien untergebracht werden*. Und die *Einwohner der Stadt werden gebeten, Ruhe zu bewahren*. Keine Bange, sagt meine Mutter, das sind nur vorübergehende Maßnahmen. Aber, sagt sie, wenn es schlimm kommt, dann müssen wir weg von hier. Sie weiß bloß nicht, wohin. Von hier aus kann man nirgendwo hin mehr gehen, das heißt, uns bliebe nur noch eines, nämlich über die Grenze zu gehen, aber das kann man nicht einfach so, weil man dazu eine Erlaubnis braucht und ein Visum. So sagt meine Mutter.

Mit Amelie erkunden wir den geheimen Tunnel im Keller.

An die Ratten haben wir uns schon gewöhnt, auch die haben sich an uns gewöhnt.

Die Öffnung am Steinhaufen ist so groß, dass wir leicht reinklettern können.

Danach wird der Gang breiter. Wir nehmen uns an die Hand, so gehen wir weiter.

Es ist irgendwie ungewöhnlich schön.

Gehen unter der Erde mit unbekanntem Ziel. Wir haben Angst, aber wir fühlen uns auch mutig.

Wir sind vielleicht zwanzig Meter gegangen, als sich der Tunnel stark verbreitert.

Zum Glück haben wie beide eine Petroleumlampe dabei. Wir entfernen uns ein wenig voneinander, wir können die Stelle, wo wir angekommen sind, ganz gut beleuchten.

Der Gang hat sich zu einem Saal geweitet.

An der feuchten, vermoderten Wand stehen Kisten. Ich zähle sie, es sind acht Holzkisten, nicht alle gleich, einige sind so groß, dass sogar ich reinpassen würde.

Amelie geht zu einer der Kisten und versucht, sie aufzumachen. Ich leuchte ihr, damit sie besser sehen kann.

Die Kiste leistet Widerstand. Sie wird vom Eisenbeschlag zusammengehalten, an dem Vorhängeschlösser angebracht sind.

Amelie sagt:

„Da ist vielleicht ein Schatz drin. Gold und Juwelen. Aber egal, was drin ist, es gehört uns. Meiner Oma und mir, weil der Weg durch unseren Keller hierher führt. Und natürlich dir, weil wir es zusammen gefunden haben.“

„Wir müssten es ins Haus tragen.“, sage ich.
„Dort könnten wir es ruhig öffnen und gucken, was drin ist.“

„Nein, das wäre gefährlich. Und überhaupt, das hier ist ein richtiges Geheimnis. Unser Geheimnis. Schwöre, dass Du es den Soldaten nicht verrätst! Niemandem! Nicht einmal deiner Mutter! Schwöre!“

Ich hebe die linke Hand, die rechte lege ich aufs Herz. So schwöre ich, dass ich das Geheimnis bewahre.

Dann versuchen wir die kleinste Kiste zusammen zu heben, aber es gelingt uns nicht. Wir schieben sie hin und her, unsere Hände und das Gesicht voll Schmutz.

Die Geräusche, die wir dabei machen, machen die Ratten ganz verrückt, sie rennen kopflos durcheinander.

Wir beschließen, die Kiste erstmal da zu lassen.

Der Tunnel vergabelt sich in zwei Richtungen. In beiden Richtungen gibt es Steinschläge, die Steine sind vermodert und feucht. Als ich die Lampe etwas höher halte, sehe ich eine Mütze auf dem Boden liegen.

Eine Pelzmütze. Wie man sie im Winter trägt.

„Auch Yurij trägt so eine im Winter.“, sagt Amelie.

Dann setzt sie sich die Pelzmütze auf.

Sie lacht.

Wir kehren zurück. Beim Gehen schauen wir immer wieder nach hinten.

Wir haben das Gefühl, dass jemand hinter uns herschleicht.

Dabei sind es nur die Ratten: Sie rennen an der Wand entlang und weinen manchmal wie Babys.

Es gibt wieder Fremde auf dem Hauptplatz der Stadt.

Wunderschön sind sie, diese neuen Fremden. Ihre Haut ist ganz dunkelbraun, fast schon schwarz, und die meisten tragen schöne, bunte Kleider mit gelben, blauen, lila oder roten Mustern. Sie haben krause Haare. Einige von ihnen haben in ihr krauses, drahtiges Haar bunte Perle geflochten.

Die Frauen sind dick mit großen Brüsten, sie haben lächelnde Gesichter und breite, geschwollene Lippen.

Wir stehen mit Amelie und Sára auf dem Hauptplatz und beobachten, wie die nette Frau vom Stadtrat, die neulich auch meinen Pass anfertigte, hinter einem Tisch sitzt und der Reihe nach die persönlichen Daten der Fremden aufschreibt und Papiere und Geld verteilt denen, die sie schon befragt hat und die

auf ihre Fragen entsprechende Antworten gegeben haben.

Sára sagt:

„Diese Flüchtlinge sind wirklich von sehr weit her gekommen. Das hat meine Mutter gesagt. Sie sind aus einem Land gekommen, wo die Armut noch größer ist als bei uns. Dort ist es immer warm, sie brauchen nicht zu heizen, sagt meine Mutter. Sie sind trotzdem hier her gekommen, weil sie dort nichts zu essen haben. Übrigens, sie können überhaupt nicht unsere Sprache. Sie haben nichts, wo sie wohnen könnten und Geld haben sie auch nicht. Meine Mutter sagt, dass wir ihnen helfen müssen. Aber nicht wir helfen, sondern die Führer des Landes. Sie helfen ihnen, jawohl. Sie geben ihnen Arbeit. Meine Mutter hat auch gesagt, dass es immer mehr Fremde gibt. Und dass es auch uns immer schlechter gehen wird. Und sie hat auch noch gesagt, dass wir auch nichts mehr zu essen haben werden. Und dass wir uns nicht immer um die Fremden kümmern sollten. Sie könnten sich schließlich um sich selbst kümmern.“

Die nette Frau sitzt auf dem Hauptplatz hinter ihrem Tisch, sie nimmt Angaben auf und verteilt Geld.

Die Übergabe des Geldes wird von jedem mit Unterschrift quittiert.

Aus der Kaserne sind etwa fünfundzwanzig Soldaten mit Maschinenpistolen auf einem Lastwagen gekommen.

Sie bleiben auf dem Lastwagen sitzen und gucken zu, wie die nette Frau vom Stadtrat arbeitet.

Unter den Flüchtlingen gibt es keine Männer.

Dafür aber viele Frauen und noch mehr Kinder. Einige Jungen sind fast ganz nackt, sie haben nur einen kleinen Lendenschurz um die Hüfte.

Es ist warm.

Sára, Amelie und ich stehen vor dem Gemischtwarenladen im Schatten.

Wir gucken zu, wie die Flüchtlinge in der prallen Sonne herumstehen.

Aber die Sonne macht ihnen nichts aus.

Ihre dunkelbraune Haut glänzt in der blendenden Mittagssonne.

Viele sagen, dass alles immer schlimmer wird. Wir haben keine Sicherheit mehr so wie früher. Sogar der Pfarrer hat es gesagt. Und man erzählt auch, dass jetzt alle Angst haben. Auch die Oma von Amelie hat es gesagt, ich erinnere mich, wir haben bei Amelie in der Küche gegessen und Kartoffelpuffer gegessen, und da hat ihre Oma gesagt, dass nicht mehr die Soldaten die Herren sind, aber auch nicht die Fremden, sondern die Angst, die in uns drin steckt. Auch Amelie sagt, dass sie Angst hat. Dass sie manchmal nachts aufschreckt. Und sie sagt auch, dass nach Meinung ihrer Oma die Barbaren schon angekommen sind. Die sind schon überall auch in unserer Stadt. Amelie sagt auch,

dass die Fremden uns alles wegnehmen werden. Amelie sagt natürlich immer das, was ihre Oma sagt. Ich habe einmal versucht, Amelie zu erklären, dass ich auch eine Fremde bin und meine Mutter auch, aber sie hat nur gelacht. Sie sagt, wir sind keine Fremden, wir sind nur von weit her gekommen, und das ist nicht dasselbe. Nach Amelies Oma sind die Soldaten genauso Fremde wie die, vor denen die Soldaten Angst haben. Hier ist schon so, dass Fremde andere Fremde jagen, zumindest sagt das Amelies Oma, und dass die Fremden uns keine Ruhe lassen, nicht, wenn sie uns schützen und auch nicht, wenn sie uns um Hilfe bitten. Weil die Fremden, die Soldaten und auch die Flüchtlinge, die alle uns nach dem Leben trachten. So sagt das Amelie.

Ich weiß es nicht.

Möglich, dass sie Recht hat.

Ich bin wieder in der Straße der Klavierspielerin.

Ich schlendere ein bisschen, komme zu ihrem Haus, das Fenster ist offen, aber ich höre wieder keine Musik.

Die Straße ist wie ausgestorben, still.

Es ist warm, meinen nackten Fußsohlen tut der Staub des aufgewärmten Bodens gut.

Ich öffne die Gartentür und gehe zur schweren, geschnitzten Holztür des Hauses. Am Türrahmen sehe

ich geschnitzte Blumen, mit meinen Fingern fahre ich über ihre Blüten.

Ich lege die Hand auf die Klinke.

Dann öffne ich aber doch nicht die Tür. Ich drehe mich um, gehe wieder auf die Straße.

Wie ich mich vom Haus der Klavierspielerin entferne, höre ich immer stärker die Stille.

Auch ich bin irgendwie sehr still, als ich im Pfarrhaus meine Mutter treffe.

Meine Mutter fragt:

„Was ist mit dir los?“

Ich zucke nur die Schulter. Diese Bewegung könnte sogar heißen, dass es nichts los ist.

In der Nacht träume ich von der Klavierspielerin.

Ich träume, dass sie gerade die „Ode an die Freude“ spielt, als fremde Menschen ihr Haus betreten und schnurstracks auf die Etage gehen.

In meinem Traum sehe nicht das Gesicht der Fremden. Sie tragen schwarze Masken.

Ich sehe im Traum, wie die maskierten Fremden raufgehen, sie sind sehr laut, die Sohlen ihrer schlammbedeckten Stiefel machen ein donnerndes Geräusch auf der Treppe.

Aber die Klavierspielerin hört sie nicht. Sie übt und übt immer nur die „Ode an die Freude“.

Die Maskierten gehen die Treppe rauf und werden immer lauter. Jetzt poltern nicht nur ihre Stiefel,

sondern sie reden auch immer lauter und durcheinander.

Die Maskierten sprechen eine unbekannte Sprache, sie schreien fast.

Sie sind unerträglich laut.

Ich will der Klavierspielerin sagen, dass sie aufhören soll und flüchten.

Ich gebe mir Mühe, aber ich kriege keinen Laut raus.

Die fremden Maskierten erreichen bald die obere Etage. Sie sind schon fast da.

Die Klavierspielerin spielt nur weiter Klavier.

Ich fange an zu schreien. Ich weine im Traum.

Da weckt mich meine Mutter.

Die Kaserne ist gleich neben der Schule.

Es sind noch Sommerferien, es gibt keinen Unterricht. Wir gehen mit Amelie spazieren. Auch an der Kaserne spazieren wir vorbei und schauen durch den Zaun den Soldaten zu.

Es gibt unter ihnen keine Bekannten mehr.

Yurij, der Soldat mit der Glatze ist auch verschwunden, er ist nicht einmal zu meiner Mutter gekommen, um sich zu verabschieden.

Auch von Ivan, beziehungsweise Johnny, vom großen Soldaten wissen wir seit einiger Zeit nichts mehr.

Die neuen Soldaten sind nicht nett, sie freunden sich nicht mit uns an, sie kümmern sich gar nicht um uns.

Sie sehen, dass Amelie und ich am Zaun der Kaserne stehen, aber es interessiert sie nicht, wir sind nur Luft für sie.

Amelie winkt einem von ihnen zu, aber er reagiert nicht.

Dann öffnet sich die Tür der Wachstube, wo ich in den ersten Tagen war.

Raus kommt ein großer, dicker Wachsoldat mit Maschinenpistole. Er kommt direkt auf uns zu.

Er bleibt vor uns stehen, ganz nah, nur der Schmiedeeisenzaun ist zwischen uns.

Er sagt etwas in einer fremden Sprache.

Er sagt es laut und nervös.

Wir verstehen ihn nicht.

Die fremde Sprache ist melodiös, weich, als ob der Soldat singen würde.

Aber dieser Gesang macht Angst. Wir spüren die Drohung darin.

Der Soldat beginnt zu gestikulieren. Er zeigt uns, dass wir weggehen sollen.

Amelie versteht ihn nicht, oder sie will ihn nicht verstehen.

Der Soldat haut mit dem Lauf seiner Maschinenpistole auf die Hand von Amelie, die sich am Zaun klammert.

Das Gesicht von Amelie verzerrt sich vom unerwarteten Schmerz. Sie lässt den Zaun los und fällt nach hinten.

Sie schlägt mit dem Kopf auf. Ich sehe, wie sie die Augen verdreht, dann schließt sie sie. Als ob sie schlafen würde. Friedlich und still.

Der fremde Soldat geht weg.

Er schaut uns nicht mehr an, er kümmert sich nicht um uns.

Ich knie neben Amelie und weine. Ich versuche, sie wieder zu beleben, ich zerre an ihrer Hand, ich spreche zu ihr, erkläre ihr, dass sie aufstehen soll, dass wir da weg müssen.

Ich schreie.

Während ich schreie, kullern meine Tränen mein Gesicht herunter.

Plötzlich öffnet Amelie die Augen.

Sie schaut mich so an, als ob sie sich an nichts erinnern würde.

In der Morgendämmerung weckt mich meine Mutter.

Sie ist sehr aufgeregt. Und weint.

Sie sagt:

„In der Nacht hat jemand den Gemischtwarenladen am Hauptplatz angezündet. Auf dem Platz stehen auch die Autos in Flammen, die Soldaten sind

schon da. Komm schnell, wir gehen in den Keller des Pfarrhauses. Hier sind wir nicht in Sicherheit.“

Meine Mutter rafft einige Kleidungsstücke zusammen, während ich rausrenne bis zur Haustür. Von dort aus sieht man schon das Licht des Feuers am Hauptplatz.

Auf der Straße fahren Militärlastwagen, auf denen Soldaten sitzen. Sie schauen uns nicht an, sie starren mit leerem Blick vor sich hin.

Im Nachbarhaus steht Amelies Großmutter im Gartentor. Sie kreuzt die Arme über die Brust, so sieht sie den Soldaten zu.

Auf einmal rennen einige Jungen mit Kapuze in unsere Richtung. Die Soldaten rufen ihnen etwas von den Lastwagen zu, aber sie rennen nur weiter in unsere Richtung, also in Richtung Pfarrhaus.

Den Blick von einem von ihnen fange ich auf.

Gerade in dem Augenblick, als er seine flammende Benzinflasche wegwirft.

Die Flasche schlägt das Fenster der Kirche durch, die Glasscherben fliegen in alle Richtungen.

Ich renne zur Tür. Der Pfarrer und meine Mutter sind auch schon da.

Die Flasche ist gerade auf dem Altar aufgeschlagen und dort explodiert.

Meine Mutter bringt einen Eimer. Wir beginnen in aller Eile, das Feuer zu löschen.

Von der Straße hört man Schüsse.

„Es wird geschossen“, sagt der Pfarrer. „Das ist eine Maschinenpistole“, fügt er noch hinzu, „ich erkenne es am Klang.“

Sein Gesicht ist in Schweiß gebadet. Wie auch meins. Erst jetzt sehe ich, dass die Stirn meiner Mutter blutet.

Vielleicht ist sie von einer Glasscherbe getroffen worden.

Amelie sagt, dass in der Nacht viele gestorben sind, als die Fremden die fremden Soldaten angegriffen haben.

„Viele Aufständische sind gestorben und auch Soldaten. Die Aufständischen wollten angeblich die Kaserne besetzen. Meine Oma sagt, dass die Barbaren gegen die fremden Soldaten rebelliert haben, und dass sie eines Tages auch uns angreifen werden. Meine Oma sagt, dass diese Barbaren von solchen Leuten mit Geld und Waffen unterstützt werden, die sehr weit von hier leben, die aber hier herkommen wollen, um unsere Heimat zu besetzen. Das sagt meine Oma. Und sie sagt auch noch, dass ich nicht in die Schule gehen soll, weil die Barbaren irgendwann auch die Schule angreifen werden. Außerdem sagt sie, dass bald ein großer Krieg ausbrechen wird, und es ist sogar möglich, dass der Krieg schon ausgebrochen ist, wir wissen es bloß noch nicht.“

Wir sitzen mit Amelie vor ihrem Haus am Boden, wir gucken den Soldaten zu, wie sie in unserer Straße kommen und gehen.

Einige von ihnen sind auch ins Pfarrhaus gekommen und haben mit dem Pfarrer gesprochen.

Meine Mutter sagt, sie haben den Schaden geschätzt, den die Barbaren in der Kirche verursacht haben.

Meine Mutter sagt, dass diese Soldaten nicht so sind, wie die von früher waren, aber man kann auch mit diesen reden.

Ich bin in der Straße der Klavierspielerin.

Ich stehe vor dem Haus, am Zaun, ich sehe das offene Fenster und warte, dass die bekannte Melodie erklingt.

Es ist still.

Ich trete zur Gartentür. Ich drücke die Klinke, öffne langsam die Tür.

Ich weiß nicht warum, aber ich habe Angst.

Am Ende der Straße taucht ein Personenwagen auf. Er kommt schnell näher, hinter ihm eine große Staubwolke.

Ich beobachte das Auto. Es fährt sehr schnell an mir vorbei.

Der vordere Teil des Autos war beschädigt, ein Scheinwerfer fehlte. Es saßen fünf fremde Männer drin.

Daran erinnere ich mich.

Ich habe sie gezählt, als sie an mir vorbeizogen.

Einer der Männer, das habe ich genau gesehen,
hielt eine Maschinenpistole im Arm.

Ich warte ein bisschen, dann trete ich zur Eingangstür.

Vor der Tür lausche ich.

Als würde sich jemand da drin bewegen. Ich klopfe an die Tür, dann lausche ich wieder.

Ich drücke nicht die Klinke, ich öffne nicht die Tür.

Ich warte nur.

Ich sehe, wie am Ende der Straße fremde Soldaten erscheinen. Drei fremde Soldaten mit Maschinengewehr.

Ich gehe raus aus dem Vorgarten und mache mich auf den Heimweg zum Pfarrhaus.

Nach einigen Schritten schaue ich noch einmal zum Haus der Klavierspielerin zurück.

Ich bleibe stehen, ich sehe das offene Fenster.

Ich höre zu, wie die Stille aus dem Fenster nach draußen strömt.

Es ist so, wie wenn jemand eine sehr traurige Musik spielt.

Aus dem Fenster strömt eintönige, traurige Musik nach draußen.

Ich gehe in die Schule, es ist Anfang September.

Vor dem Pfarrhaus stehen sechs fremde Soldaten, sie verlangen von den Leuten Ausweispapiere.

Ich trete auf die Straße, um mich kümmern sie sich nicht.

Von meiner Mutter habe ich gelernt, dass man immer gut gelaunt sein muss, dann kann einem nichts passieren.

Ich lächle die fremden Soldaten an, aber sie lächeln nicht zurück.

Der eine Soldat zwingt gerade eine mit schwarzem Tuch vom Kopf bis Fuß bedeckte Fremde, ihr Gesicht zu zeigen.

Die Fremde gehorcht nur zögernd, hebt vor ihrem Gesicht den schwarzen, gitterartigen Stoff etwas an.

Für einen Augenblick sieht man das erschrockene Gesicht einer jungen Frau mit braun glänzender Haut.

Ich schaue sie neugierig an, ihr Blick begegnet plötzlich meinem.

Der Soldat sagt etwas zu seinen Kameraden.

Sie lachen.

Damals wusste ich noch nicht, wie es ist, vollkommen zugedeckt auf der Straße zu gehen. Heute weiß ich es. Ich verstecke mich hinter dem schwarzen, gitterartigen Stoff. Ich fühle mich heiter und stark. Ich bin etwas Besonderes. Man sieht nicht mein Gesicht,

man weiß nicht, wer ich bin. Ich habe das Gefühl, dass mir nichts passieren kann. Das schwarze Tuch gibt Sicherheit.

Bei der Kaserne neben der Schule hat sich vieles verändert.

Man kann sich nicht mehr dem Zaun nähern, die Soldaten haben einige Meter vor dem Zaun Hindernisse aufgestellt, und auf die Betonplatten stapelten sie noch Sandsäcke.

Hinter den Sandsäcken stehen bewaffnete Soldaten.

Zwischen den Sandsäcken lugt der Lauf eines Maschinengewehrs hervor. Der Lauf ist gerade auf unsere Straße gerichtet.

Meine Mutter sagt, das ist auch Teil der Sicherheitsmaßnahmen.

Nämlich dass die Soldaten mit Hindernissen aus Beton die Stadt sicherer machen.

Morgens, wenn ich in die Schule gehe, schaue ich gerade in den Lauf des Maschinengewehrs.

Ich weiß, dass der Soldat hinter dem Sandsack mich beobachtet. Ich stelle mir vor, wie ich im Fadenkreuz der Waffe hin- und herschwanke.

Er drückt auf den Abzug, und ich falle zu Boden: Dieses Spiel spiele ich in Gedanken.

Heute gehe ich nicht rein in die Schule, ich gehe weiter in Richtung Hauptplatz.

Am Hauptplatz vor dem Kulturhaus steht ein Panzer. Auf dem Platz eine Menge Soldaten. Sie machen militärische Übungen.

Eine Art Kommandant brüllt dauernd irgendetwas in einer fremden Sprache.

Ich sehe, wie sich die Soldaten auf Befehl zu Boden werfen und ihre Maschinenpistolen durchladen, als ob sie gegen jemanden kämpfen würden.

Zivilisten sind nicht zu sehen.

Ich gehe zu Amelie.

Am Eingang empfängt mich ihre Großmutter.

Sie sagt:

„Es kommen neue Zeiten auf uns zu. Mit den Soldaten ist es aus. Sie haben schon sehr Angst.“

Ich frage sie:

„Wovor haben sie denn Angst?“

„Das wirst du schon sehen. Die machen jetzt schon schreckliche Sachen, und die werden noch viel schrecklichere Sachen machen. Später. Aber es ist bald aus mit ihnen. Ich weiß es.“

Ich gehe ins Haus zu Amelie. An der rechten Hand trägt sie einen Verband, ihr tun immer noch die Finger weh, auf die der Fremde Soldat eingeschlagen hat.

Ich frage sie:

„Hast du gesehen? Der Hauptplatz ist voll mit bewaffneten Soldaten. Und die sind auch überall auf

den Straßen. Sehr viele fremde Soldaten. Deine Oma sagt, sie haben Angst. Ich weiß nicht, wovor sie Angst haben.“

„Vor uns.“, sagt Amelie. „Meine Oma sagt, dass sie vor uns Angst haben. Aber es ist auch möglich, dass sie vor den Fremden Angst haben. Vor den Barbaren. Meine Oma sagt, dass die Barbaren die Soldaten nicht mögen, und dass die einen schlimmer sind als die anderen. Oma sagt, das schlimmste ist, dass wir *weder das eine noch das andere* sind. So sagt das meine Oma.“

Plötzlich steht sie auf:

„Komm, ich zeige dir etwas.“

Sie zieht mit schnellen Bewegungen eine zerrissene Hose an, nimmt ein scharfes Messer und eine Petroleumlampe an sich, ohne ein Wort zu sagen mit ungewöhnlich starrem Gesicht.

Wir gehen in den Keller.

Um die Ratten kümmern wir uns überhaupt nicht mehr.

Wir haben beide eine Petroleumlampe in der Hand, die Ratten flüchten sich erschrocken vor dem Licht.

Eine Menge schwarze, graufleckige Ratten.

Im Keller gehen wir den gewohnten Weg, also den Gang, wo auch der Steinhaufen ist.

Wir erreichen den Steinhaufen, die Öffnung ist noch größer als neulich, wir brauchen uns nicht einmal mehr zu bücken, um weiter zu kommen.

Wir sind im Teil, wo sich der Gang zu einem Saal weitet, da haben wir neulich die Kisten gefunden. In einer Vergabelung des Weges hat jemand den Steinhäufen weggeräumt.

Damals haben wir im „Saal“ acht Holzkisten zusammengezählt.

Jetzt gibt es viel mehr davon.

Viele Holzkisten. Sie sind so groß, dass auch ein Kind reinpassen würde.

Amelie geht zu der Kiste, die am nächsten zu uns liegt.

Ganz selbstsicher geht sie.

Erst muss sie sich ein bisschen anstrengen, dann klappt sie mit einer ruckartigen Bewegung den Deckel der Kiste auf.

Ich trete näher und leuchte mit der Lampe.

In der Kiste sehe ich eiförmige Metallgegenstände, die etwas größer als ein Hühnerei sind. Sie sind aufgereiht auf öligen Lappen. Viele, sehr viele nebeneinander.

Amelie sagt:

„Das sind Eiergranaten. So nennt man sie hier. Wenn du sie wegwirfst, explodiert sie beim Aufschlag. Eine Granate kann mehrere Menschen töten. Ich weiß es, meine Großmutter hat es gesagt.“

Ich betrachte die Granaten. Irgendwie finde ich sie schön.

Ich sage es auch:

„Eigentlich sind sie schön.“

„Siehst du diese Holzkisten? Genau 45 Kisten sind hier im Keller gelagert. Ich habe sie gezählt. In jeder von ihnen sind verschiedene Waffen, Gewehre, Sprengstoff, Bomben, Munition, Revolver, Granaten, Maschinenpistolen, alles was du willst. Irgendjemand trägt die Dinge hier her. Ich weiß nicht, wer, und ich weiß nicht, woher. Aber es kann sein, dass meine Oma es weiß. Sie weiß vielleicht auch, wohin dieser Tunnel führt. Und vielleicht ist das hier alles gegen die Soldaten. Kann sein, dass die Fremden diese Sachen hier hergeschafft haben. *Die Barbaren*. Aber sicher ist, das weiß ich genau, dass meine Oma auch die nicht mag. Nämlich die Barbaren.“

Wir machen uns auf den Rückweg.

Amelie hat sich aus einer der Kisten eine Maschinenpistole an sich genommen, dazu ein ganzes Magazin, mir hat es ein Revolver angetan, der ist wie ein Spielzeug.

Wir gehen in Richtung Ausgang, in meiner rechten Hand den Revolver, in meiner Linken die Lampe.

Den Revolver habe ich geladen.

Eine Ratte ist ganz verwirrt vom Geräusch unserer Schritte. Statt wegzulaufen, dreht sie sich zu mir um und bleibt stehen.

Sie ist wie die Ratte, die auf meinen Oberschenkel hochgeklettert ist.

Das denke ich mir.

Ich bin einen Meter von der Ratte entfernt, sehe, wie sie schnuppert, wie sich ihr Maul nervös bewegt.

Ich empfinde nichts anderes als Hass. Leere und Hass. Ich habe das Gefühl, *dass ich auf der ganzen Welt nur diese Ratte hasse.*

Ich ziele mit dem Revolver auf die Ratte und drücke ab.

Drei laute Schüsse knallen hintereinander. Amelie schreit.

Die Kugeln trafen die Ratte am Bauch. Sie liegt mit offenem, blutigem Gedärm am Boden.

Ihre Beine zucken.

Die Großmutter von Amelie ist nicht zu Hause.

Wir gehen in die Küche. Aus der Küche führt eine Tür in eine kleine Kammer.

Amelie nimmt ein Brett aus dem Fußboden raus. In die Höhle unter dem Fußboden legt sie die Maschinenpistole und das Magazin.

Dann greift sie nach meinem Revolver.

Ich gebe ihn ihr. Ich schaue zu, wie sie die übrig gebliebenen Kugeln aus dem Revolver herausnimmt. Als ob sie immer so was gemacht hätte.

Sie sucht in der Küche eine Plastiktüte und tut den Revolver mit den Kugeln da rein.

So gibt sie es mir zurück.

Aufgeregt gehe ich nach Hause ins Pfarrhaus.

Dort gehe ich in die Waschküche. Ich nehme den Backstein aus der Wand, hinter dem die Höhle mit dem Säckchen voll Juwelen ist.

Es gibt dort noch genau soviel Platz, wie ich brauche.

Ich nehme also den Backstein raus, packe den Revolver und die Kugeln in der Plastiktüte in die Höhle.

Dann setze ich den Backstein wieder ein.

Ich warte auf meine Mutter. Ich habe Hunger.

Meine Mutter ist ziemlich nervös, seit Yuriј, der Soldat mit der Glatze weg ist.

Sie sagt es auch:

„Ich habe Angst. Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber mir wird etwas Schlimmes passieren, ich spüre es. Wir sollten weg von hier, in eine andere Stadt, weil es hier schlimm wird. Es gibt zu viele fremde Soldaten und zu viele fremde Zivilisten. Und uns wird keiner mehr helfen, du wirst es sehen. Wir sind überall Fremde, selbst wenn wir die Sprache der hiesigen Leute sprechen.“

Es gefällt mir nicht, was meine Mutter sagt. Ich habe keine Lust mehr, noch weiter zu reisen.

Ich schaue meine Mutter nur an, sage aber nichts. Ich sage nichts, weil ich nicht weiß, was ich sagen soll.

Wir schweigen.

Meine Mutter wird plötzlich ganz nervös, greift mich am Arm und brüllt mir ins Gesicht:

„Was ist? Kannst du nicht sprechen? Merkst du denn nicht? Merkst du nicht, dass alles immer schlimmer wird? Hast du keine Angst?“

Ich schaue sie nur an.

Ich antworte nicht.

Meine Mutter ist ziemlich blass. Aber der Rock steht ihr sehr gut und die Bluse betont auch sehr schön ihre Brüste.

Es ist still.

„Es wird schon werden.“, sage ich endlich und schaue ihr lange in die Augen.

Dann wende ich den Blick ab.

Plötzlich streckt sich meine Mutter und hebt den Kopf hoch.

Wie einer, der nicht klein begeben will.

Nachts träume ich, dass ich wieder auf dem Hauptplatz bin, vor dem Kulturhaus.

Ich bin vollkommen allein, es gibt auf dem Platz keine Soldaten, keine Tanks, gar nichts.

Nur Vögel sind da.

Tote Vögel.

Man sieht überall weiße und schwarze Vögelkadaver.

Die liegen da im Staub.

Es ist warm, die Sonne knallt. Ich bin barfuss.

Ich betrachte die vielen schwarzen und weißen Vögel, die meisten haben den Schnabel und die Augen noch offen.

Sie starren ins Nichts.

Ich schreite ängstlich zwischen den Vögelkadavern. Der eine, ein bisschen weiter weg, bewegt sich noch.

Er schlägt mit den Flügeln.

Ich beuge mich und hebe ihn auf. Man sieht keinerlei Verletzung.

Ich halte ihn in der Hand. Es ist warm, sehr warm. Ich kriege kaum Luft.

Auf einem Militärlastwagen kommen Männer mit Gasmasken und weißen Schutzanzügen. Sie springen vom Lastwagen und rennen in meine Richtung.

Im Traum weiß ich, dass sie den Vogel wollen. Sie wollen mir meinen Vogel wegnehmen. Sie winken, dass ich ihn ihnen geben soll.

Und sie schreien auch.

Ich müsste flüchten, aber ich kann nicht. Ich möchte weglaufen, aber ich kann die Beine nicht bewegen.

Der Vogel in meiner Hand schlägt ängstlich mit den Flügeln. Er kann nicht wegfliegen.

Er ist krank.

Ich rufe nach meiner Mutter, sie soll mir helfen.

Jemand packt mich an der Schulter.

Da werde ich wach. Meine Mutter hält mich an der Schulter fest und spricht zu mir.

Sie sagt:

„Werde endlich wach und beruhige dich. Es ist nichts passiert. Komm, meine liebe kleine Tochter, wir gehen hier weg.“

Ich gehe mit meiner Mutter zur Botschaft eines fremden Landes. Meine Mutter sagt, dass das ein freies Land ist, da gibt es keine Unterdrückung, keine Soldaten, und man braucht keine Angst vor den Fremden zu haben. Meine Mutter sagt auch, dass wir um Einreiseerlaubnis in dieses Land bitten dürfen, weil meine Großeltern dort leben.

Als ich meine Mutter frage, welche Großeltern, macht sie nur eine vage Handbewegung.

Sie antwortet nicht.

Zu der Botschaft des fremden Landes müssen wir mit dem Bus fahren, der Bus ist voller Leute, wir haben kaum Platz.

Meine Mutter sagt, dass wir weit fahren und mindestens anderthalb Stunden unterwegs sein werden.

Ich sage ihr, dass ich gar nicht gedacht habe, dass diese Stadt so groß ist.

Meine Mutter sagt, das ist schon eine andere Stadt, und wir haben Glück, dass das fremde Land auch in jener Stadt ein Konsulat hat.

So sagt sie es.

Der Bus hält oft, aber die Fahrgäste werden nicht weniger, im Gegenteil, sie werden immer mehr.

Die Menge ist unerträglich, wir stehen mit meiner Mutter ganz eng aneinander gepresst.

Mindestens eine halbe Stunde fahren wir so, als der Bus plötzlich hält. Einige steigen aus, dann hört man im Vorderteil des Busses lautes Geschrei.

Immer mehr Fahrgäste steigen aus, dann hört man wieder Geschrei. Plötzlich zerrt mich meine Mutter am Arm, sie sagt, wir müssen sofort aussteigen, weil was passiert ist.

Auch die anderen Fahrgäste sind aufgeregt.

Erst als ich aussteige, sehe ich, dass der Bus von Fremden mit Maschinenpistolen umzingelt ist, sie schreien etwas, aber man kann nicht verstehen, was.

Vor dem Gesicht haben die Fremden einen Schaal.

Inzwischen sind alle ausgestiegen bis auf den Fahrer, der in der Fahrerkabine steht und versucht, den Fremden etwas in der amtlichen Landessprache zu erklären.

Der eine Fremde ist es leid.

Mit einer plötzlichen Bewegung richtet er seine Maschinenpistole auf den Busfahrer.

Ich höre mehrere Schüsse, der Busfahrer schaut entgeistert den Fremden an, dann stürzt er zu Boden.

Von weit her hört man Sirenengeheul. Die Fremden werfen eine Benzinflasche in den Bus.

Ich erinnere mich nur noch, dass ich meine Mutter an der Hand halte und renne.

Als ich beim Rennen zurückschaue, sehe ich, wie der Bus in Flammen steht.

Die Fremden mit den Maschinenpistolen flüchten mit Motorrädern und Fahrrädern. Als der Militärlastwagen mit der Sirene ankommt, ist keiner von denen mehr da.

Das Gesicht meiner Mutter ist schwarz von Russ und in Schweiß gebadet. Wir machen uns zu Fuß auf den Weg nach Hause.

Wir laufen gute zwei Stunden, als in der Ferne der Turm des Pfarrhauses auftaucht.

Da ist zu Hause.

Damals geschah alles sehr schnell. Von einem Tag auf den anderen. Alles war sehr komisch. Als ob während einiger Wochen ganze Jahre vergangen wären. Meine Mutter sagte, dass es deshalb so ist, weil wir große Veränderungen durchmachen. Und dass wir viele neue Gesichter um uns sehen. Und dass wir uns deshalb immer weniger in Sicherheit fühlen. Und darin hatte meine Mutter auch Recht. Für mich bedeutete, damals, das Pfarrhaus das Zuhause. Dort fühlte ich mich einigermaßen wohl. Weil ich dachte, dort bin ich in Sicherheit.

Auch in der Schule hat sich vieles verändert.

Innerhalb von einigen Tagen sind viele neue Kinder gekommen.

Mit Amelie und Sára verstehe ich mich nach wie vor sehr gut, aber die neuen Kinder stören mich.

Eines der Mädchen, Fatima heißt sie, trägt immer ein Kopftuch. Auch während des Unterrichts hat sie das Kopftuch an, wir dürfen ihre Haare nicht sehen.

Selbst im Sportunterricht trägt sie ihr Kopftuch, sie will nicht einmal Turnschuhe anziehen, sie hüpfte in Pantoffeln herum, und auch Ball spielt sie in Pantoffeln.

All das erlaubt ihr der Lehrer.

Und auch sonst ist sie sehr ungeschickt.

Fatima ist übrigens nicht allein. Sie hat Freunde, die sie beschützen. Und die nicht zulassen, dass wir ihr das Kopftuch abnehmen.

Dabei möchten wir schon gerne ihre Haare sehen.

Sára geht zu Fatima und fragt sie:

„Warum nimmst du das Kopftuch nicht ab? Es ist ja nicht kalt! Oder hast du Angst, dass wir deine dreieckigen Haare zu sehen bekommen? Da ist ja nicht viel zu sehen.“

Fatima senkt den Kopf, sie antwortet nicht. Sie versucht, weiter zu gehen, aber Sára lässt sie nicht.

„Weißt du, wenn du hier lebst, musst du dich so benehmen wie wir. Wir tragen ja auch kein Kopftuch, oder?“

Einer der fremden Jungen, der Rachid heißt, saß bisher friedlich am anderen Ende der Klasse. Jetzt steht er auf und geht zu den beiden. Er stellt sich vor Fatima und blickt Sára an. Er sagt kein Wort.

Dann stößt er Sára plötzlich mit beiden Händen so heftig zurück, dass sie auf den Rücken fällt.

Inzwischen ist auch Arno da, in der Hand ein spitzes Messer.

Er sagt:

„Du Dreckschwein. Jetzt krepierst du!“

Rachid hebt instinktiv die Hand. Das ist sein Glück. Arno sticht mit derartiger Kraft zu, dass sich das Messer, von Rachids ausgestreckter Hand abgefälscht, in seine Schulter bohrt.

Jetzt ist endlich auch der Lehrer zur Stelle. Mit einer Hand klammert er sich an seine Krücke, mit der anderen ergreift er Arnos Handgelenk.

Das Gesicht von Arno zuckt, und er lässt das Messer fallen.

Im Pfarrhaus erzähle ich meiner Mutter, was in der Schule passiert ist. Sie zuckt nur mit der Schulter:

„Sára hatte Unrecht.“, sagt sie, „Jeder darf sich kleiden, wie er will.“

Ich schweige.

Dann frage ich sie:

„Und wann ziehen wir weg von hier, zu meinen Großeltern?“

Meine Mutter macht gerade den Abwasch in der Küche. Sie sagt, ohne mich anzugucken:

„Vielleicht nie. Schließlich bist du gerne hier, oder?“

Ich gehe zum Haus der Klavierspielerin.

Die Straße ist leer. Ich trete in den Vorgarten und gehe zur Eingangstür.

Entschlossen drücke ich die Türklinke.

Die Tür klemmt, sie öffnet sich schwer. Es ist so, als ob man es lange nicht mehr benutzt hat.

Im Treppenhaus ist es halbdunkel, ich suche den Lichtschalter, zuerst finde ich ihn nicht, dann fühle ich ihn plötzlich mit der Hand. Ich drücke auf den Schalter, aber vergeblich. Es gibt keinen Strom.

Ich gehe die Treppe rauf.

Oben steht die Tür des Zimmers offen, ich sehe, dass jemand drin ist.

Ich rieche einen sehr starken Geruch. Einen üblen Gestank.

Das ist die Klavierspielerin. Sie sitzt regungslos da, den Kopf auf den Notenständer gebeugt.

Ich gehe zu ihr, alles ist irgendwie seltsam.

Ich berühre ihre Schulter.

Kaum habe ich sie berührt, die Klavierspielerin stürzt zu Boden, mit der Hand fegt sie die Noten der „Ode an die Freude“ vom Notenständer.

Ihr Kopf schlägt mit lautem Knall am Fußboden auf. Erschrocken mache ich einen Satz zurück.

Ich höre lautes Gewinsel.

Eine Ratte.

Sie kriecht der Klavierspielerin aus dem Mund. Ich sehe, wie sie ihre kleine, spitze Nase aus dem verzerrten Mund der Klavierspielerin raussteckt, dann kriecht sie langsam raus.

Ich sehe ihre winzigen Augen und ihren Schnurrbart, wie er sich bewegt.

An den Rest erinnere ich mich nicht. Aus der ganzen Geschichte sind mir nur wirre Erinnerungsbilder geblieben. Es dämmert mir, dass ich laut schreiend und weinend die Treppe runterrannte. Vielleicht sind einige Ratten von meinem Geschrei aufgescheucht worden, und ich glaube, sie flüchteten sich mit mir zusammen die Treppe runter.

Als ob jemand ihren friedlichen Schmaus gestört hätte.

Ich sehe mich weinend auf der Straße zum Pfarrhaus laufen.

Mir kommen Menschen entgegen, sie können sogar mehrere hundert sein, es sind Fremde, die Frauen tragen schwarze Kopftücher.

Die Kinder schauen mich erschrocken an, wie ich laut weinend renne, an ihnen vorbei.

Einer der Soldaten, die die Fremden begleiten, spricht mich an, aber ich kümmere mich nicht darum.

Ich renne nach Hause, zu meiner Mutter ins Pfarrhaus.

Heute weiß ich nicht mehr genau, wie sich das Ganze abgespielt hat. Ich meine den zeitlichen Ablauf. Es kann sogar sein, dass ich schon früher bei der Klavierspielerin gewesen war. Dass alles in einer anderen Reihenfolge geschehen ist. Dass ich den Leichnam der Klavierspielerin entdeckt hatte, noch bevor wir versucht haben, zum Konsulat des fremden Landes zu fahren, um Einreiseerlaubnis zu bitten. Es ist möglich, dass ich den zeitlichen Ablauf der Geschehnisse durcheinander bringe. Es kann sein, dass die Prügelei in der Schule erst später stattgefunden hat. Lange nachdem Tod der Klavierspielerin. Es ist mir nicht möglich, mich an die genaue Reihenfolge der Ereignisse zu erinnern. Ich sehe nur vor mir, wie alles geschah. Ich sehe nicht den zusammenhängenden Zeitablauf, sondern nur die Situationen, in die ich geraten war. Ich sehe, wie ich mich flüchte aus dem Haus der Klavierspielerin, und wie die Ratten mit mir die Treppe runterrennen. Das war sicher so. Aber ich denke, mit der Zeitabfolge braucht man sich nicht zu sehr zu beschäftigen. Nur damit, was geschah. Daran, dass ich den Leichnam der Klavierspielerin entdeckt habe, erinnere

ich mich am besten und an das Rennen. Wie ich nach Hause renne, zu meiner Mutter im Pfarrhaus.

Zu Hause, im Pfarrhaus unterhalten sich drei nervöse Soldaten mit meiner Mutter. Sie zeigt ihnen irgendwelche Papiere.

Sie schaut mich nicht an, als ich ankomme.

Ich gehe in die Waschküche zum geheimen Versteck, nehme den Backstein raus, dann nehme ich die Tüte mit dem Revolver und den Kugeln aus der Höhle.

Die Tüte wickele ich in ein Tuch ein und gehe zurück zu meiner Mutter.

„Ich gehe rüber zu Amelie.“, sage ich zu ihr.

Die Soldaten gucke ich nicht einmal an.

Meine Mutter ist irgendwie verlegen. Erleichtert sagt sie:

„Gehe nur, aber bleibe nicht lange.“

Ich gehe zu Amelie.

Was mit der Klavierspielerin geschehen ist, habe ich meiner Mutter nicht erzählt.

Niemandem habe ich es erzählt.

Allein Amelie habe ich es erzählt, aber erst in den letzten Tagen in der Schule, nach der feierlichen Eröffnung des Schuljahres. Damals, als wir in der Turnhalle am Boden saßen und sehr Angst hatten.

Erst dann habe ich es erzählt.

Amelie hat sehr geweint. Sie weinte lautlos, ihre Tränen flossen ihr über das Gesicht.

Sie weinte um die Klavierspielerin.

Wir haben sogar Tränen getrunken, dort in jenen Tagen, um nicht zu verdursten.

Nicht, dass die Tränen gut gegen den Durst wären.

Die sind ja zu nichts gut.

Die Großmutter von Amelie ist nicht zu Hause. Amelie sitzt in der Küche und isst Kartoffelpuffer.

Sie stopft sich den Kartoffelpuffer hinein und redet so, mit vollem Mund:

„Meine Oma sagt, dass es jetzt endgültig aus ist mit uns, weil die Barbaren auch schon in unsere Straße eingezogen sind. Sie sagt auch, dass das so ist wie die Pest, man kann sich nicht dagegen wehren, man kann nur davor flüchten. Sie sagt, wenn sie jünger wäre, würde sie bestimmt weggehen von hier in ein Land, wo Frieden und Ruhe ist, wo es keine Barbaren und auch keine fremden Soldaten gibt. Sie sagt auch, dass uns niemand mehr helfen kann. Dass es sogar besser wäre, zu sterben als zu diesem Schlamassel zu *assistieren*. So sagte sie: *assistieren*. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Und meine Oma sagte auch noch, dass alles immer schlimmer wird. Dass es jetzt wirklich keinen Ausweg mehr gibt. Ja, so hat sie das gesagt. Und dass bald sehr viele Menschen sterben werden. Sie sagte, dass es nur

noch Leiden gibt, Krankheiten und Tod. Und dass es nichts Schönes mehr gibt im Leben. Sie ist sehr schlecht gelaunt in letzter Zeit, meine Oma.“

Ich höre Amelie zu.

Ich weiß nicht, ob ihre Oma Recht hat.

Der Pfarrer sagt meiner Mutter, dass nicht die Fremden an allem schuld sind.

Und dass auch sie leiden, nicht nur wir.

Übrigens, die Sache ist die, dass in die Lehmhütte gegenüber, wo das Magere Mädchen gewohnt hatte, tatsächlich eine fünfköpfige fremde Familie eingezogen ist.

Zu Hause im Pfarrhaus erzähle ich am Abend meiner Mutter, was Amelie gesagt hat.

Von der Klavierspielerin sage ich nichts.

Meine Mutter beruhigt mich:

„Weißt du, dass die Barbaren, wie Ihr es sagt, ein bisschen anders sind als wir, das ist an für sich nicht schlimm. Das soll dich nicht stören. Hier sind wir auch Fremde, sie sind es auch. Sie sprechen zwar nicht die Sprache der hiesigen Leute, also die offizielle Landessprache, aber sie werden es noch lernen. Sie kleiden sich auch anders, sei's drum. Das soll dich nicht kümmern. Sei nett zu ihnen, dann werden sie auch nett zu dir sein. Und wenn sie sich anders kleiden, soll dich nicht stören. Wir haben es auch nicht besser als sie. Wir wohnen hier im Pfarrhaus, und sie gehen nicht in die Kirche. Sie gehen in andere Kirchen und beten anders. Ich weiß es nicht. Und verstehe auch nicht. Auf

jeden Fall, der Pfarrer hat gesagt, man soll sich nicht um sie kümmern, dann wird nichts passieren. Wir machen schwierige Zeiten durch. Wir sollten uns freuen, dass es hier, in dieser Stadt noch kein Unheil geschehen ist.“

Am nächsten Tag packt meine Mutter Kartoffeln, Tomaten, Paprikaschoten, Karotten, Petersilie, außerdem Eier und Ziegenkäse ein und geht rüber zu den Fremden.

Ich schaue ihr zu, wie sie vor dem Haus des Mageren Mädchens stehen bleibt.

Sie wartet ein wenig, dann klopf sie an, schließlich drückt sie die Türklinke.

Sie verschwindet hinter der Tür.

Es vergeht eine gute halbe Stunde, bis sich die Tür des Hauses gegenüber wieder öffnet, ich sehe, wie sich meine Mutter verabschiedet, sie lacht sogar über irgendwas, eine fremde Frauenstimme sagt etwas, ich verstehe nicht, was.

Als meine Mutter zurückkommt, ist sie ein bisschen traurig.

Beim Schlafengehen sagt sie nur soviel:

„Weiß du, meine Kleine, die sind auch nur Menschen. Sie wollen dasselbe wie wir. Leben so, wie man eben kann.“

Leben, leben, leben! Nach Amelies Meinung ist es deshalb schwer, zu leben, weil wir nicht wissen, wozu

wir eigentlich leben sollen. Solche Sachen sagte sie mal, irgendwann. Und auch so etwas: Wenn es nur Traurigkeit gibt, dann spüren wir nicht, dass es sich zu leben lohnt. Aber das hat sie erst in den letzten Tagen gesagt, die Amelie. Ich denke, dass sie doch gerne lebte. Ja, das denke ich.

Es ist Sonntag, die Glocken läuten zu Mittag. Die Messe ist zu Ende.

Meine Mutter muss dem Pfarrer noch das Mittagessen servieren. Das ist ihre Aufgabe für heute, dann hat sie einen halben Tag frei.

Es gibt Gemüsesuppe, danach Nudeln mit Quark und saurer Sahne.

Meine Mutter lacht, sie ist gut gelaunt. Während sie serviert, sagt sie zum Pfarrer:

„Wir haben es doch gut, Hochwürden! Wir haben es wirklich gut, keinen Grund zur Klage.“

Nach dem Mittagessen gehe ich zu Amelie.

Ich nehme eine Petroleumlampe, eine Schaufel und ein Seil mit, wie gewohnt.

Ich sage ihr:

„Ich möchte in den Keller. Wir sollten nachsehen, ob die Waffen noch da sind.“

Wir gehen in den Keller, die Ratten sind ungewöhnlich nervös.

Sie rennen wild durcheinander, um uns kümmern sie sich nicht.

Als wir durch die Öffnung des Steinhaufens gehen, riechen wir einen seltsamen Geruch.

Je mehr wir uns dem „Saal“ nähern, umso stärker wir der Geruch. Der gleiche Gestank, den ich im Haus der Klavierspielerin gerochen habe.

Wir erreichen die Kisten. Es gibt ungewöhnlich viele Ratten.

Neben einer der Kisten liegt ein menschlicher Körper. Seine Kleidung mag irgendwann weiß gewesen sein. Ein langes, weißes Gewand. Jetzt ist es an mehreren Stellen schwarz von geronnenem Blut.

Sein Gesicht hat jede Form verloren, so wie das der Klavierspielerin war.

Das Gewand bewegt sich. Eine aufgeregte Ratte kriecht unter dem Gewand hervor, in der Bauchgegend der Leiche. Auch das Maul der Ratte bewegt sich.

Mit ihren winzigen Augen starrt sie uns an.

Wir rennen nicht weg, wir gehen nur langsam, vorsichtig rückwärts.

Dabei beobachten wir die Augen der Ratte.

Beim Rückwärtsgehen nimmt mich Amelie an die Hand. Ich fühle ihren verschwitzten Handteller.

Wir gehen durch die Öffnung des Steinhaufens und dort erst beginnen wir in Richtung Ausgang zu rennen. Wir hören das Klappern unserer Schuhsohlen auf dem Fußboden des Kellers.

Es ist irgendwie bedrohlich.

Nachts kuschele ich mich bei meiner Mutter ein.
Ich kann nicht einschlafen.

Ich weine. Meine Mutter wiegt mich, sie streichelt mir den Kopf, sie fragt nicht, was ich habe.

Als ich endlich einschlafe, sehe ich im Traum den Kopf der Klavierspielerin.

Ihr Gesicht ist grün, voll mit gelben und lila Flecken.

Sie hat keine Stirn, aus ihrem Mund ragt die spitze Nase einer Ratte heraus.

Die Nase und das Maul der Ratte bewegen sich, sie schnuppert und kaut gleichzeitig.

Ihre roten Augen starren mich an.

Sie beobachtet mich und wird dabei immer größer.

Die Ratte wächst und wächst, ich rieche bereits ihren stinkigen Atem.

Ihre spitze Nase ist ganz nahe an meinem Mund.

Amelie sagt, es wird immer finsterer um uns herum. Die Menschen auf der Straße tragen schwarze Kleider, ihr Gesicht ist düster, sie sind schlecht gelaunt. Alle sind traurig. Sie sagt auch, dass auch ihre Großmutter weiterhin schlecht gelaunt ist. Früher hat sie viel gelacht, sagt Amelie, sie hat manchmal sogar gesungen, aber heutzutage schweigt sie nur. Amelie sagt, dass

dieses ewige Schweigen ihrer Großmutter sie sehr bedrückt.

Die Schule ist gleich neben der Kaserne. Wir gehen mit Amelie zusammen in die Schule, unterwegs begegnen uns mehrere Patrouillen. Eine der Patrouillen hält uns an und fragt, wohin wir gehen.

Sie gucken in die Schultasche von Amelie, dann lassen sie uns weiter laufen.

Amelie erzählt:

„Gestern abend ganz spät bin ich noch einmal in den Keller gegangen. Mit meiner Großmutter, weil ich ihr alles erzählt habe, von den Kisten, dem Toten, den Ratten, den Waffen, ich habe ihr sogar erzählt, dass du die Ratte erschossen und einen Revolver mitgenommen hast. Ich habe Oma die Maschinenpistole gezeigt, die ich versteckt habe. Oma sagte, dass wir gefährliche Sachen gemacht haben, aber sie ist nicht böse. Sie sagte auch, es ist vielleicht besser, dass wir Waffen haben, und dass man nie wissen kann, wann wir sie gebrauchen können. Aber sie hat auch gesagt, dass diese Kisten wahrscheinlich von den Barbaren hingeschleppt worden waren und nicht von den fremden Soldaten, weil, sagte meine Oma, die fremden Soldaten keine unterirdischen Tunnel brauchen, sie haben doch ihre Kasernen und Lastwagen, sie haben also Platz genug, um die Waffen lagern zu können. Ihrer Meinung nach bekommen die Barbaren ihre Waffen insgeheim von

irgendwoher, offenbar von jenseits der Grenze, und sie sagte auch, das bedeutet, dass der Tunnel aus unserem Keller ganz sicher ins Ausland führt, in die freien Länder, wo die Menschen reich sind.“

In der Schule erklärt der einbeinige Lehrer, dass es nur eine Heimat gibt, und dass jeder Mensch das Land lieben muss, wo er lebt.

Dann fragt er die Kinder, wer wo geboren ist, jeder muss erzählen, woher er kam und wer seine Eltern sind.

Der Lehrer fragt auch Sára, die erzählt, dass sie immer wanderten, als sie noch ganz klein war, sie lebten vom Musizieren, erst als sie zur Schule musste, hat ihre Mutter beschlossen, dass sie hier, in dieser Stadt bleiben.

Der Lehrer fragt die Kinder der Reihe nach. Alle antworten ganz aufrichtig.

Hiro erzählt, dass er von sehr weit her gekommen ist, mit dem Flugzeug, und dass er nicht so richtig weiß, warum seine Eltern hier her gekommen sind, aber, sagt Hiro, sein Papa hat ihm gesagt, dass sie von der Regierung seiner Heimat hier her geschickt worden sind, um ein Unternehmen aufzubauen, und dass sie erst wieder weggehen, wenn dieses Unternehmen schon richtig gut läuft. Und Hiro ist der Meinung, wenn sein Papa das so sagt, dann sind sie wirklich deshalb gekommen, damit dieses Unternehmen richtig aufgebaut wird.

Und Hiro sagt auch noch, dass er schon sehrgerne wieder nach Hause gehen möchte, weil er sich zu Hause viel besser fühlt als hier, wo es so viele Soldaten gibt.

Nach Hiro spricht Fatima, dann ist Arno dran.

Dann Amelie.

Amelie erzählt, dass sie in dem Haus geboren ist, wo sie auch jetzt wohnt mit ihrer Großmutter. Und dass sie nie eine Mutter hatte. Das sagt sie auch.

Dann wendet sich der Lehrer an mich:

„Und du Anna, woher bist du gekommen? Was macht dein Vater? Lebt er noch?“

Ich schaue den Lehrer an, sage aber nichts.

„Na, was ist? Bist du stumm geworden? Kannst du nicht antworten, wenn man dich fragt?“

Ich stehe auf, dann tue ich zwei Schritte in Richtung des Lehrers.

Der Lehrer starrt mich an, wird blass und hält sich mit einer Hand am Lehrertisch fest.

Ich mache noch einen Schritt.

Darauf hin hebt er seine Krücke:

„Bleib wo du bist, du Bastard, sonst mache ich etwas, was ich selber bereue, ich schwöre es!“

Ich trete ganz nahe an ihn heran, so flüstere ich ihm ins Gesicht:

„Ich bin hier geboren im Pfarrhaus, mein Vater ist der hiesige katholische Priester. Meine Mutter ist seine Geliebte seit sie noch ein kleines Mädchen war. Das ist ein wahrhaft riesengroßes Geheimnis, aber Ihnen verrate ich es, weil Sie ein guter Mensch sind.“

Sie tun den Kindern nichts Böses, sondern machen sie klüger, damit sie später im Leben zurecht kommen. Übrigens hat meine Mutter gesagt, dass sie auch Ihre Geliebte gewesen war vor vielen vielen Jahren, und es ist sogar möglich, dass Sie mein Vater sind. Weil Sie so einer sind, Sie machen in der Schule die kleinen Mädchen an. Das weiß doch jeder. Also wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen, dann erzähle ich jedem, dass Sie neulich auf der Toilette meine Unterhose ausziehen wollten, und ich erzähle auch, dass Sie Ihren Schwanz rausgeholt haben und mir in den Mund stecken wollten. Also, nur Vorsicht, Onkel Lehrer, sonst kann es sehr unangenehm werden für Sie. Wissen Sie, mir kann man nichts Neues mehr erzählen, ich habe schon zu viel gesehen.“

Der Lehrer starrt mich nur an.

Er antwortet nicht.

Die ganze Klasse beobachtet uns gespannt.
Langsam gehe ich Richtung Tür.

Ich bin ruhig und selbstsicher.

Als ich auf die Straße trete, fährt dort gerade ein Militärlastwagen vorbei.

Oben sitzt ein Soldat mit Helm, der eine Maschinenpistole in der Hand hält.

Die Soldaten stellen jetzt vor jedem wichtigeren Gebäude Wachen auf.

Am Hauptplatz ist das Kulturhaus, wo man früher auch Filme zeigte.

Der neue Militärbefehlshaber der Stadt hat erlaubt, sagt meine Mutter, dass einmal in der Woche wieder Filme gezeigt werden.

Natürlich darf man nur solche Filme zeigen, die der Kommandant vorher genehmigt hat.

Zumindest sagt das meine Mutter.

Wir gehen zusammen zum Kulturhaus, vor der Kasse steht eine lange Schlange.

Meine Mutter sagt:

„Du stellst dich an, und ich gehe mal fragen, wie viel die Karte kostet. Wenn's zu teuer ist, gehen wir nicht rein. Nein, und wenn du noch so quengelst, wir haben kein Geld, um es für Vergnügungen auszugeben.“

Ich stelle mich ans Ende der Schlange. Es sind viele Bekannte da. Einigen winke ich zu.

Alle sind froh, dass es wieder ein Kino gibt.

Es stehen auch Fremde in der Schlange. Dicke Frauen in bunten Kleidern.

Sie unterhalten sich in einer unbekanntem Sprache.

Meine Mutter kommt zurück. Sie sagt:

„Die Kinokarte ist nicht teuer. Aber es gibt nur wenige. Wahrscheinlich kriegen wir keinen Platz mehr. Man sagt, nächste Woche gibt es wieder eine Vorstellung.“

Ich stehe in der Schlange. Vor mir steht Amelie mit ihrer Großmutter.

Es geht langsam voran. Viele sind schon drin im Kulturhaus, dort kann man Brezel kaufen und etwas zum Trinken.

Amelie sagt:

„Es gibt welche, die den Film schon woanders gesehen haben, in einer anderen Stadt. Die sagen, in diesem Film geht es um Leute, die jenseits der Grenze leben. Wunderschöne Autos kann man im Film sehen, und alle Menschen sind sehr reich. Und man erzählt auch, dass es sogar Liebespaare im Film gibt. Sie küssen sich. Und dass die Frauen alle wunderschön sind, schick angezogen, in schönen, langen Kleidern. Und auch die Männer sind elegant. Jeder trägt einen Anzug und Krawatte. Und auch das Meer kann man sehen. Weißt du, wie schön es ist, das Meer mit den großen Wellen? Das haben Leute erzählt, die den Film schon gesehen haben. Wirklich.“

Die Schlange geht langsam voran, sehr langsam. Ich schließe die Augen.

Ich stelle mir vor, dass ich da drin bin, im Kulturhaus und der Film läuft.

Ich sehe das Meer. Ich sehe ein sehr flaches, mit Sand bedecktes Ufer, das Meer ist ganz dunkelblau.

Fast schon schwarz.

Die Sonne scheint so stark, dass sie blendet.

Am Ufer ist ein Sonnenschirm aufgespannt. Unter dem Schirm liegt eine halbnackte Frau auf dem Bauch, neben ihr kniet ein kräftiger, sportlicher Mann.

Er reibt gerade den Rücken der Frau mit Sonnenöl ein.

Im Wasser sieht man ein Boot. Es treibt scheinbar ganz leer auf dem Wasser.

Das Meer ist fast spiegelglatt.

In der Ferne taucht ein Schiff auf.

Ein Dampfer.

Als der Mann es erblickt, läuft er ganz nah ans Wasser und winkt dem fernen Schiff.

Die Frau ruft etwas dem Mann zu.

Ich höre nicht, was. Ich höre nichts, ich sehe nur, dass sich ihr Mund bewegt.

Das Ganze ist so, als wäre es ein Stummfilm.

Das Schiff ist sehr weit weg vom Ufer. Die Passagiere haben den winkenden Mann bestimmt nicht bemerkt.

Das Schiff entfernt sich immer mehr, dann verschwindet es hinter dem Horizont.

Der Mann schlägt mit der Faust enttäuscht in die Luft, als würde er boxen.

Die Frau sagt dem Mann wieder etwas. Ich höre auch jetzt nicht, was sie sagt, ich sehe nur ihren Mund, wie er sich bewegt.

Ich würde gerne von ihren Lippen ablesen, was sie sagen will, aber sie sagt es in einer fremden Sprache.

Ich verstehe es nicht.

Ich bin jetzt ganz nahe am Mund der Frau dran. Ihre Lippen sind rot bemalt, ich sehe sogar ihre Zunge beim Reden.

Ihre starken, weißen Zähne blitzen im Sonnenschein auf.

Sie blenden fast.

Ich öffne die Augen. Es sind schon viele ins Kino, das heißt ins Kulturhaus reingegangen, aber die Schlange ist immer noch lang, bis zur Kasse sind es mindestens zehn Meter.

Amelie steht direkt vor uns, vor meiner Mutter und mir mit ihrer Oma.

Sie erklärt ihr gerade, dass in den Filmen auch Leute mitspielen, die keine richtigen Schauspieler sind.

Amelie sagt, dass man diese Schauspieler Stuntmans nennt, und dass das Leute sind, die auch solche gefährliche Sachen machen können, die die richtigen Schauspieler nicht machen könnten.

Amelie erzählt, dass es nicht nur solche Männer gibt, sondern auch Frauen. Die nennt man dann Stuntgirls. Sie erzählt auch, dass wenn sie groß sein wird, und natürlich woanders lebt, auch so ein Stuntgirl werden möchte.

Amelie sagt:

„Weißt du Omi, es kommt vor, dass sich ein Stuntgirl für die Schauspielerin ausziehen muss. Das ist

deshalb gut, weil das Stuntgirl eine schöne Figur hat, man sieht aber nicht ihr Gesicht, und die Schauspielerin, die nicht so eine schöne Figur hat, muss sich nicht nackt zeigen, und so kommen alle gut dabei weg.

Zuerst sehe ich das Licht.

Dann höre ich die Explosion.

Das Licht ist schrecklich blendend. Für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich, dass die Fenster des Kulturhauses aus den Rahmen fliegen.

Der Schall der Explosion ist noch stärker als das Licht. Ich spüre einen stechenden Schmerz im Ohr.

Dann verliere ich das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich bereits auf einer Bahre.

Ich bin mit einem weißen Laken zugedeckt, meine Füße kann ich nicht bewegen.

Das Laken ist blutig.

Überall rennen Menschen herum.

Ein Soldat beugt sich über mich, er fragt etwas, aber ich kann ihn nicht hören.

Ich sehe nur, dass sich sein Mund bewegt.

Um mich herum ist alles still.

Neben mir liegt Amelie auf dem Boden, auf einer Decke. Sie ist nicht zugedeckt und ihr Kleid ist zerknittert, schmutzig, mit Blutflecken übersät.

Auch sie spricht zu mir. Was, kann ich nicht hören.

Ich hebe ein wenig den Kopf.

Eine Mauer des Kulturhauses ist eingestürzt. Glasscherben, Schutt, Putz und Ziegelsteine bedecken den Boden.

Und Blut.

Überall Leichen und menschliche Körperteile. Nicht weit von mir liegt ein Bein, ein bisschen weiter die Hand von jemandem.

Und Schuhe. Ich weiß nicht warum, aber viele viele Schuhe liegen herum.

Und Kleidungsstücke.

Als ob die, die ins Kulturhaus reingegangen sind, aus lauter Übermut ihre Kleider weggeworfen hätten.

Als ob sie den Film nackt hätten ansehen wollen.

Soldaten und Zivilisten rennen um mich herum. Alle sind sehr aufgeregt. Und trotzdem, es ist, als würden sie *langsam* rennen.

Als hätte sich alles verlangsamt.

Hören tue ich nichts.

Eine rothaarige Frau mit weißem Kittel kommt zu mir.

Sie ist ruhig.

Sie streichelt mir das Gesicht, sagt etwas, dann winkt sie zwei Soldaten herbei.

Sie tragen mich mit der Bahre auf einen Militärlastwagen. Der Lastwagen fährt ins städtische Krankenhaus.

Ich erkenne den Weg.

Zwischen den Blättern der Platanen sehe ich den Himmel, alles ist so ruhig und wunderschön.

Auch der gelb gestrichene Eingang des Krankenhauses kommt mir bekannt vor.

Angenehm kühl ist die Berührung der in Desinfektionsmittel getränkten Watte. Ich erschauere, als die Watte meine Haut berührt.

Von einer jungen Frau in grünem Kittel bekomme ich eine Spritze.

Sie gibt mir durch Gesten zu verstehen, dass ich von der Spritze einschlafen werde.

Sie faltet die Hände zusammen und beugt den Kopf auf ihre beiden Hände, so zeigt sie mir, wie ich schlafen werde.

Sie spielt für mich, sie macht den Clown.

Ich versuche zu lächeln, weiß aber nicht, ob es mir gelingt.

Dann denke ich daran, wie schön es wäre, wenn jetzt meine Mutter da wäre.

3.

Ich habe einen Lieblingsarzt.

Ich habe nichts gegen die anderen Ärzte, die sind wirklich nett.

Aber mein Liebling, das ist was anderes.

Er setzt sich zu mir aufs Bett, erzählt mir Märchen, streichelt mir das Gesicht.

Manchmal, wenn ich traurig bin, macht er den Clown und schneidet lustige Grimasse.

Er ist ein kleiner, dicklicher Mann, mein Lieblingsarzt, und trägt eine runde Brille.

Er sagt, er ist 45 Jahre alt.

Er spricht viel.

Er erzählt, wie sein Leben bisher war, dass er eine Frau hatte, aber sie ist gestorben, schon früher in einer anderen Stadt.

Er sagt, dass seine Frau in irgendeinem Attentat gestorben ist.

Ich höre gerne die Geschichten meines Lieblingsarztes.

Er sagt auch, es ist ein Wunder, dass ich wieder hören kann.

Zwar höre ich mit dem einen Ohr nichts, und mit dem anderen höre ich auch nur deshalb, weil man mir ein ausländisches Hörgerät eingesetzt hat, das die Laute verstärkt, aber mein Lieblingsarzt sagt, das ist auch schon sehr viel. Weil ich nämlich in einem Winkel zur Explosion stand, der meinen Hörgängen sehr schädlich war.

Es ist allerdings so, dass es mich nicht stört, ein Hörgerät im linken Ohr zu haben.

So ist es also erstmal.

Zwar mit einem Hörgerät, aber ich höre.

Die Ärzte sagen, und auch die Schwester, dass ich nicht traurig sein darf, weil das nicht gut für meine Genesung ist.

Zum Glück bekomme ich Medikamente, die mir helfen, nicht traurig zu sein.

Mein Lieblingsarzt fragt denn auch jeden Morgen:

„Hallo, Anna. Sag mal, hast du schon deine Lustigmacher eingenommen?“

Morgens nehme ich immer Lustigmacher. Ich bekomme Tee, Brot, eine Scheibe Käse oder ein bisschen Marmelade, je nachdem, und die Medikamente.

In einem kleinen Tiegel bekomme ich sie, eine gelbe, eine weiße und eine rote Kapsel.

Ich nehme sie mit dem Tee ein, damit beginnt mein Tag, dann kommen das Brot und der Rest.

Den Käse mag ich. Und die Marmelade.

Und zwar zusammen.

Mein Lieblingsarzt setzt sich zu mir auf die Bettkante, fragt, wie es mir geht und sagt auch, dass ich schöne rote Haare habe.

Er spricht nicht laut, er schreit nicht oder so was, trotzdem verstehe ich jedes Wort.

So beginnt der Morgen.

Tagsüber geschieht nichts.

Manchmal bringt man mich zu Untersuchung, aber immer seltener. Man sagt, ich werde operiert, aber das wird nur noch ein Routineeingriff sein, so sagen sie es.

Wir sind fünfundzwanzig im Zimmer.

Alle Kinder.

Wir unterhalten uns wenig, alle schlafen viel, auch tagsüber.

Wir sind nicht schlecht gelaunt, aber auch nicht besonders gut gelaunt. Irgendwie ist jeder eher ruhig und niemand rennt herum.

Alle sind still.

Wir sind krank.

Auch abends besucht mich mein Lieblingsarzt. Er fragt, wie mein Tag verlaufen ist und wünscht mir eine gute Nacht.

Er sagt immer, dass ich ruhen soll und viel schlafen.

Er sagt auch, ich habe schwere Sachen durchgemacht.

Und dann sagt er noch, dass ich nicht vergessen soll, meine Abendsmedikamente einzunehmen.

Besonders eine kleine, längliche Kapsel legt er mir ans Herz.

Weil ich gut davon schlafen werde.

Ich nehme die Kapsel ein und warte geduldig darauf, dass ich einschlafe.

Ich fühle mich sehr ruhig.

Ich mag schlafen, ich schlafe tief und träume nichts. Ich mag fühlen, wie mein Körper sich beruhigt. Alles ist so friedlich und still.

So, vor dem Einschlafen, denke ich gar nicht mehr an meine Mutter.

Meine Mutter wurde, zusammen mit den sterblichen Überresten der anderen Opfer der Explosion auf einem Grund hinter dem Pfarrhaus beerdigt. Die städtischen Behörden haben dort einen neuen Friedhof eröffnet, weil sie wollten, dass die 198 Menschen, die beim Attentat gegen das Kulturhaus gestorben sind, an einem Ort zusammen ihre ewige Ruhe finden.

So erzählt es mir mein Lieblingsarzt.

Das sind seine Worte. Ich könnte es nicht so schön ausdrücken.

Wir haben übrigens den Grund hinter dem Pfarrhaus nie benutzt, deshalb habe ich früher auch nicht davon gesprochen. Meine Mutter hat immer nur im Garten des Pfarrhauses gewirtschaftet, sie hat das Vieh gefüttert, für sie waren das Aufgaben genug.

Immer dies und jenes tun um den Pfarrer herum.

Also, sie hatte genug zu tun auch so, sie konnte sich mit dem Grundstück hinter dem Pfarrhaus wirklich nicht beschäftigen. Sie hat sich auch gar nicht dafür interessiert.

Und jetzt liegt sie dort.

Sie ist ganz in der Nähe des Pfarrhauses. An ihrem Grab steht ein schönes, kleines Holzkreuz, sagt mein Lieblingsarzt, weil ich doch das Grab meiner Mutter noch nicht gesehen habe.

Eigentlich habe ich auch ihre Beerdigung verschlafen.

Genauer gesagt, zu der Zeit war ich noch sehr krank. Man hat mein Ohr operiert, und auch meine Beine musste man behandeln.

Jetzt geht es mir schon besser.

Mein Lieblingsarzt sagt, dass meine Mutter eine schöne Beerdigung gehabt hat, der Ratsvorsitzender der Stadt hat eine Rede gehalten und der lokale militärische Kommandant hat auch gesprochen, natürlich nicht nur von meiner Mutter, sondern von allen, die da gestorben sind.

Mein Lieblingsarzt sagt, dass dieses Attentat eine Riesendummheit war, und dass eigentlich niemand versteht, warum *die* das gemacht haben.

So etwas kann man nicht erklären, sagt mein Lieblingsarzt.

Jetzt ruhen dort 198 Menschen, sie schlafen dort ihren ewigen Schlaf, so sagen es alle, auch die Krankenschwestern sagen das so, ich habe sie gefragt.

Übrigens hat mein Lieblingsarzt auch gesagt, es ist möglich, dass ich ziemlich bald das Grab meiner Mutter besuchen kann.

Wenn ich wieder gehen kann.

Jetzt kann ich noch nicht. Wegen meiner Wirbelsäule.

Das ist eigentlich die Operation, auf die ich wartete.

Mein Lieblingsarzt sagt, dass ich meine Beine erst fühlen werde, wenn ein Nervenstrang an der Wirbelsäule wieder richtig funktioniert.

Und er sagt auch, dass man dazu meine Wirbelsäule operieren muss, und dass man sie auch bald operieren wird, aber ich soll keine Angst haben, weil es heutzutage keine so große Operation mehr ist, und er ist sicher, dass ich bald wieder gehen kann.

Ein Nervenstrang an meiner Wirbelsäule ist beschädigt, deshalb sind meine Beine taub, das sagt mein Lieblingsarzt.

Es war ein Bombensplitter, der diesen Schaden angerichtet hat. Und es ist ein großes Glück, dass nicht Schlimmeres passiert ist.

Und er sagt auch noch, dass wenn alles gut geht, werde ich nächste Woche operiert.

Ich mag zuhören, wenn mein Lieblingsarzt mir die Dinge erklärt. Das ist so schön beruhigend. Man braucht sich um nichts zu kümmern, ich fühle mich in Sicherheit, ich fühle, dass mir nichts passieren kann.

Nach Meinung meines Arztes werde ich nach dem Eingriff wieder meine beiden Beine fühlen, und dann kann ich wieder schön langsam gehen lernen.

Er sagt, dass ich vielleicht sogar monatelang das Gehen lernen muss, weil dieser Nerv nur ganz langsam heilt, aber er ist sicher, dass ich wieder richtig gehen werde, da ich jung bin und mein Organismus sich gut *regeneriert*.

So sagt er das.

In Wirklichkeit kann ich es kaum erwarten. Dass ich nämlich wieder gehen kann.

Es ist nicht schön, ewig im Bett zu liegen.

Es ist Morgen, ich warte auf meinen Tee und die Medikamente. Die Schwester kommt, die, die fast jeden Morgen kommt, und sagt:

„Heute kriegst du kein Frühstück, nur ein bisschen Wasser. Weil du heute operiert wirst. Mit Vollnarkose. Bald bringen wir dich hin, zur Vorbereitung. Du wirst sehen, du hast es bald hinter dir. Das wichtigste ist, dass du keine Angst hast. Es wird alles gut gehen.“

Es kommt ein Junge, er trägt einen grünen Kittel. Er schiebt ein Rollbett vor sich.

Er schiebt das Rollbett neben mein Bett.

Der Junge lächelt, er ist nett, spricht aber nicht viel. Er sagt, ich soll nur liegen bleiben, er wird schon alles machen.

Er umfasst meinen Oberkörper, zieht ihn aufs Rollbett so rüber, dass auch mein Po rüberrennt. Dann nimmt er meine Beine und legt sie auch rüber.

Während er so mit mir arbeitet, fragt er:

„Fühlst du es wirklich nicht, wenn ich deine Beine berühre?“

„Nein, ich fühle nichts.“, sage ich. „Aber die Ärzte sagen, dass es mit der Zeit besser wird.“

„Ganz sicher.“, sagt der Junge mit dem grünen Kittel. „Wir hatten hier ein anderes Mädchen mit einer ähnlichen Verletzung, ihr konnte man auch helfen. Zwar musste man ihr ein Bein amputieren, aber mit dem anderen kann sie schon gehen. Sie benutzt eine Krücke, so geht sie auf den Flur. Sie ist hier im Krankenhaus, eine Etage tiefer. Ich mache Euch bekannt, wenn du willst. Bald wird sie entlassen. Man sagt, dass sie später sogar eine Beinprothese kriegen kann. Heute gibt es schon sehr gute Beinprothesen. Man macht sogar solche künstliche Beine, in den fernen, reicheren Ländern, denen man auf den ersten Blick gar nicht ansieht, dass sie nicht echt sind. Wirklich!“

Inzwischen schiebt er mich auch schon den Flur entlang. Er schiebt mich in einen Fahrstuhl, wir fahren runter, ganz bis ins Kellergeschoss. Da sind die OP-Räume.

Man sagt, auch die Toten werden hier, in diesem Geschoss aufbewahrt.

Der Junge mit dem grünen Kittel schiebt mich in einen sehr hell erleuchteten Saal.

Mindestens fünf Menschen kommen auf mich zu, alle tragen eine weiße Maske.

Man schiebt irgendein Gerät über meinen Kopf. Ich rieche einen merkwürdigen Geruch.

Dann fühle ich nichts mehr.

Ich werde von kleinen Ohrfeigen geweckt.

Es ist mein Lieblingsarzt, der sie mir verpasst.

Er sagt:

„Na, du kannst wirklich von Glück sagen! In der letzten Zeit hatten wir keine so gut gelungene Operation wie deine.“

Ich verstehe kaum, was er sagt. Um mich herum ist alles etwas verschwommen. Sogar sein Gesicht sehe ich nur unklar.

Mein Lieblingsarzt erzählt:

„Jetzt musst du gut aufpassen, Anna, weil ich ein bisschen deine Beine betaste. Wir wollen wissen, ob du etwas fühlst.“

Ich bin noch sehr müde und habe Mühe, die Augen offen zu halten.

Mein Lieblingsarzt verpasst mir wieder einpaar kleine Ohrfeigen, dann sagt er, ich soll etwas trinken. Am besten Wasser.

Erst jetzt merke ich, dass mindestens fünf Leute um mich herum stehen, sie beobachten mein Gesicht.

Eine Schwester hilft mir beim Aufsetzen, dann gibt sie mir etwas Wasser zu trinken.

Inzwischen deckt mein Lieblingsarzt meine Beine ab und schlägt auf meine Fußsohle ein.

Er hebt mein Bein an, dann lässt er es wieder aufs Bett fallen.

Und dann wieder.

Er schlägt weiter auf meine Fußsohle ein. Ich fühle nichts.

Ich sage es auch:

„Ich fühle nichts, es ist wie gestern.“

Der Arzt gibt nicht auf, er lächelt und schlägt immer stärker auf meine Fußsohle ein.

Ich spüre etwas Komisches. Als ob meine Fußsohle eingeschlafen wäre.

Es ist unangenehm.

Meine Fußsohle ist eingeschlafen, es ist so, als würden Ameisen darauf rumlaufen.

Ich sage es auch:

„Unangenehm. Als wäre meine Fußsohle eingeschlafen.“

Alle fangen an zu lachen. Die Schwester streichelt mir das Gesicht.

Mein Lieblingsarzt schlägt mir auf die Fußsohle, dann lässt er mein Bein aufs Bett zurückfallen.

Er sagt:

„Reibe nur mit der Hand deine Fußsohle. Lass sie ruhig einschlafen. In ein-zwei Monaten wirst du wieder munter herumlaufen.“

Noch hinke ich.

Ich gehe am Stock, aber alle sagen, dass ich bald auch den Stock vergessen kann. Und dass ich viel den Ärzten zu verdanken habe.

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur soviel, dass ich mich freue, wieder zu Hause sein zu können.

Zu Hause, im Pfarrhaus.

Der Pfarrer sagt, dass er meine Mutter sehr gemocht hat, und dass wir jetzt in einer schrecklichen Welt leben, überall gibt es nur Unheil und viele Tote.

Erst mal tut mir der Rücken noch oft weh, und auch mein Bein, die Bewegung fällt mir schwer, aber die Ärzte sagen, übrigens auch mein Lieblingsarzt, dass das natürlich ist. Mein Lieblingsarzt sagt auch noch, dass ich aufpassen und keine schwere, körperliche Arbeit verrichten soll.

Mit dem Pfarrer habe ich abgesprochen, dass ich morgens die Tiere füttere, die Hühner rauslasse, damit sie herumpicken können, und mich auch um den Gemüsegarten kümmere.

Ich wohne dort, wo ich auch mit meiner Mutter gewohnt habe, die Küche halte ich sauber, wie es auch meine Mutter gemacht hat.

Ich kann auch schon ein bisschen kochen.

Einmal knete ich Teig für Nudeln, koche ihn und überrasche den Pfarrer mit Nudeln mit Quark und saurer Sahne. Ich weiß, dass das seine Lieblingspeise ist.

Meine Mutter hat es mir oft gesagt.

Wir sitzen am Tisch, es ist halbdunkel. Wir sitzen so wie früher. Nur meine Mutter fehlt.

Der Pfarrer sagt:

„Wir werden es schon schaffen. Ich werde auch helfen.“

„Ich gebe mir Mühe, Hochwürden.“

„Ich dachte, dass ich noch eine Aushilfe einstelle. Aber wir brauchen es nicht, wie ich sehe.“

Das war ein gemütlicher Abend wie lange nicht mehr.

Ich denke, dass meine Mutter sich sicher freuen würde, wenn sie uns sehen könnte, wie wir da zu zweit sitzen.

Dann denke ich daran, dass ich schließlich auch diese Ruhe meiner Mutter zu verdanken habe.

Und dann denke ich auch noch, dass ich aus irgendeinem Grund nie richtig glauben werde, dass meine Mutter wirklich gestorben ist.

Weil ich ihren Leichnam gar nicht gesehen habe.

Vielmehr werde ich mal glauben, dass sie mich einfach da gelassen hat.

Mein Lieblingsarzt besucht mich. Er ist zu mir ins Pfarrhaus gekommen. Er ist da, setzt sich in der Küche und lächelt.

Er sagt:

„Ich freue mich, dich zu sehen, Anna.“

Es ist ein komisches Gefühl, meinen Arzt wiederzusehen.

Komisch, aber auch schön.

Ich war lange drin im Krankenhaus, mir fehlt ja auch vieles, was es dort gab.

Sogar die Untersuchungen fehlen mir.

Ich vermisse das Krankenhaus, die Schwester. Auch meinen Lieblingsarzt habe ich vermisst, und jetzt freue ich mich, ihn wiederzusehen.

Selbst die Operationen fehlen mir und die Rehabilitation, mit einem Wort, ich habe mich an das Krankenhaus gewöhnt.

Hier draußen ist es anders. Hier muss ich selber zurechtkommen. Aus eigener Kraft.

Das sage ich auch zu meinem Lieblingsarzt:

„Jetzt muss ich aus eigener Kraft zurechtkommen. Ich muss leben, essen, wohnen. Ich muss arbeiten, um all das hinzukriegen.“

Mein Arzt sagt:

„Ich wollte dich sehen. Ich wollte wissen, wie es dir geht. Es ist ein Wunder, dass du gehen kannst. Und hören. Das kann ich dir jetzt nachträglich sagen.“

Wir sitzen nur da, wir reden kaum.

„Du bist stark, du wirst auf eigenen Beinen stehen können.“, sagt mein Arzt. „Lass nicht zu, dass die Ereignisse dich einfach so vor sich hin treiben. Gehe wieder zur Schule. Und du sollst Erwachsen werden wollen. Ja, du musst es wollen. Auch deine Mutter würde sich das wünschen.“

Ich zucke unsicher die Achsel.

Ich weiß nicht, was sich meine Mutter wünschen würde.

Andere sagten es auch, und auch der Pfarrer sagte es damals und auch die Großmutter von Amelie, dass sie den Eindruck haben, ich würde die Dinge einfach so geschehen lassen. Dass ich nicht genug kämpfe. Ich verstehe auch nachträglich nicht, wozu, zu welchem Zweck ich hätte kämpfen sollen. Und warum sie mir all das gesagt haben. Ich verstand damals nichts und wusste nicht wirklich etwas mit mir anzufangen. Ich hatte immer im Kopf, was wohl jetzt meine Mutter an meiner Stelle tun würde. Und ich hatte immer das Gefühl, dass selbst sie jetzt nicht mehr wüsste, was zu tun ist. Irgendwie geschahen die Dinge einfach so. Und ich wusste nicht wirklich, was ich tun könnte, damit sie nicht so geschehen, wie sie geschehen. Schließlich lebte meine Mutter nicht mehr. Ich habe mich gefreut, dass der Pfarrer noch ein wenig auf mich aufpasste. Ich hatte das Gefühl, dass ich das verdienen und ihm dafür dankbar sein muss. Und das war alles, was ich wollte.

Dem Pfarrer meine Dankbarkeit zeigen dafür, dass ich überhaupt bei ihm bleiben darf.

Sehr selten, aber manchmal gehe ich rüber zu Amelie.

Natürlich hat auch sie sich verändert.

Meistens unterhalten wir uns nur, wie spielen nicht mehr wie früher.

Es ist so, als ob wir ein bisschen älter geworden wären.

Wir setzen uns vor ihre Küche und reden dort wie die alten Weiber. Manchmal putze ich auch das Gemüse für die Suppe, während wir uns unterhalten.

Seit dem Attentat sind viele viele Monate vergangen. Ich gehe jetzt nicht zur Schule.

Ich lasse ein Jahr aus.

Ich habe eine Genehmigung dafür.

Amelie erzählt, was in der Schule los ist, was der Lehrer macht, was sie gelernt haben, während ich krank war.

Wir sprechen oft über das Attentat.

Amelie erzählt, dass es nach Meinung ihrer Großmutter die Barbaren waren, die das Attentat begangen haben.

Amelies Großmutter behauptet auch, dass es überhaupt nicht zählt, dass sich unter den Opfern auch welche befanden, die die Barbaren mochten oder selber Barbaren waren.

Amelie sagt auch, dass die Barbaren das deshalb gemacht haben, weil sie glauben, dass sie sofort in den Himmel kommen, wenn sie Leute in die Luft sprengen, die keine Barbaren sind. Zumindest meint das ihre Großmutter.

Ich sage Amelie, dass ich das alles nicht verstehe, und mich das auch nicht interessiert.

Ich möchte nur meine Ruhe haben, sage ich zu Amelie.

Und ich sage auch, dass ich nicht wirklich glauben kann, dass jemand andere Menschen nur deshalb in die Luft sprengt, weil er glaubt, auf diese Weise sofort ins Paradies zu kommen.

Das verstehe ich überhaupt nicht. Nach meiner Meinung gibt es so etwas nicht, sage ich ihr.

Darauf hin sagt Amelie, dass sie es auch nicht versteht, aber sie meint, dass wir nicht unbedingt alles verstehen müssen, was in der Welt geschieht.

So sagt sie es.

Ich weiß es nicht. Möglich, dass sie da recht hat. Wir müssen nicht unbedingt alles verstehen.

Nachträglich kann ich sagen, dass damals noch alles in Ordnung war. Natürlich war nichts in Ordnung, aber damals dachten wir noch, dass alles wieder gut sein könnte. Wir beide dachten das. Und es war auch gut, dass zum Beispiel Amelie seit dem Attentat nie mehr Fragen nach meinem Vater gestellt hat. Sie hat

nicht gefragt, warum mein Vater jetzt, da meine Mutter gestorben ist, nicht kommt und mich zu sich nimmt. Es war also schön, dass sie nicht danach gefragt hat. Und auch nach nichts anderem, was damit zu tun hat.

Ich gehe zu Amelie ins Nachbarhaus.

Es ist warm, wir haben Sommer, Ende August.

Es ist viel Zeit vergangen seit dem Attentat. Seit meine Mutter gestorben ist.

Ich sage zu Amelie:

„Ab September gehe ich wieder zur Schule. Ich habe es mit dem Pfarrer abgesprochen. Vormittags werde ich in der Schule sein, ganz früh morgens und spätnachmittags helfe ich im Haushalt und in der Pfarrei.“

Amelie sagt:

„Es gibt viele neue Kinder. Du wirst sehen. Auch viele Fremde.“

Das Gesicht von Amelie hat sich in letzter Zeit verändert. Es ist jetzt immer traurig.

Amelies Großmutter kommt und bringt uns Kartoffelpuffer.

Wir sitzen am Boden, im Staub wie früher, und essen Kartoffelpuffer.

Die Großmutter von Amelie sagt:

„Es ist ruhig, dieser August. Es ist still seit einiger Zeit.“

„Es ist möglich, dass es nun immer so bleibt. Dass jetzt nichts Schlimmes mehr passieren wird“, sagt Amelie.

Hoch über uns schwebt ein Militärhubschrauber.

„Das Militär patrouilliert immer, die Soldaten bewachen alles, zum Glück. So können die Barbaren nichts gegen uns unternehmen.“, sagt Amelie.

Sie mag die Barbaren überhaupt nicht.

Es ist ein schwüler, warmer Augusttag. Ich denke daran, dass ich schon wieder gehen kann, und auch mein Rücken tut nicht mehr so weh.

Dann denke ich an die Klavierspielerin.

Morgen werde ich dort vorbeigehen und nachschauen, was mit ihrem Haus los ist.

Ich werde vor dem Zaun stehen, denke ich mir, und es wird so sein wie früher, als ich sie üben hörte.

Es wird schön, wieder das Eisengitter anzufassen.

Es wird schön, die kühle Berührung des Eisengitters in meiner Handfläche zu spüren.

Ich gehe zum Hauptplatz.

Der Kaserne kann man sich nicht nähern, hinter den Betonhindernissen und Sandsäcken sehen die Soldaten sehr bedrohlich aus.

Bis zum Hauptplatz werde ich zweimal angehalten, um mich auszuweisen.

Das sind Routinesachen, ich interessiere sie eigentlich nicht wirklich.

Sie werfen einen Blick in meinen Reisepass, den noch die nette Frau bei der Stadtverwaltung ausgestellt hat, dann winken, dass ich weitergehen soll.

Ich sehe, dass eine Gruppe von vier-fünf Fremden von bewaffneten Soldaten bewacht wird. Dann hält ein Militärlastwagen daneben, und die Fremden müssen auf den Lastwagen steigen.

Ich sehe auch, dass jeder von ihnen Handschellen trägt.

Zwei in schwarze Gewänder gekleidete Frauen treten zu einem der bewaffneten Soldaten und sagen etwas zu ihm. Der Soldat ist überraschend nett, er zeigt in Richtung Kaserne, während er etwas erklärt.

Ich gehe weiter in Richtung Hauptplatz, ein Panzer donnert an mir vorbei.

Staub, überall ist Staub.

Der Hauptplatz hat sich total verändert

Die verrußte, ausgebrannte Metzgerei und der Gemischtwarenladen sind geschlossen, vom Kulturhaus sind nur noch Ruinen übrig.

Vor dem Kulturhaus schieben Soldaten Wache, und man hat auch eine Absperrung errichtet.

Man kommt nicht ran.

Ich sehe, dass von einem Lastwagen Waffen abgeladen werden. Ich kenne schon diese Waffen, die sind wie Maschinengewehre, nur größer.

Ich habe so was schon früher in der Kaserne gesehen und auch auf einigen Lastwagen.

Yurij hat damals gesagt, dass man die sogar gegen Flugzeuge einsetzen kann.

Solche Waffen laden die Soldaten auf dem Platz vor dem Kulturhaus ab.

Das Kulturhaus steht immer noch in Ruinen. Obwohl man seit dem Attentat Zeit genug gehabt hätte, es wieder herzustellen.

Aber es ist nichts geschehen.

Der Pfarrer sagt, dass wir Kriegszustand haben. Es gibt kein Geld. Für nichts. Und alle haben Angst. Die Leute zittern. Deshalb reparieren die Leute nichts.

Also nichts hat sich geändert.

Das ist natürlich nicht wahr, weil zum Beispiel auch das eine große Veränderung ist, dass die Menschen viel trauriger sind als früher.

Und eine Veränderung ist auch, dass ich jetzt allein bin.

Ich habe niemanden, auf den ich mich verlassen könnte.

Und eine Veränderung ist auch, dass alles viel schlimmer geworden ist, und die Armut größer ist als vor dem Attentat.

Alle sagen es.

Auch der Pfarrer sagt es. Auch er hat weniger Geld, die Gläubigen spenden nichts mehr.

Ich betrachte die Ruinen des Kulturhauses. Dann stelle ich mir vor, wie wohl der Film gewesen wäre, wenn ich ihn gesehen hätte.

Dann drehe ich dem Kulturhaus den Rücken zu. Ich zucke die Achsel.

Es interessiert mich nicht.

Schließlich interessiert mich das ganze Kulturhaus nicht. Es war dumm von uns, an dem Tag hierher zu kommen. Ich bin daran schuld. Wenn ich damals den Film nicht hätte unbedingt sehen wollen, würde meine Mutter heute noch leben. Und dann wäre ich nicht so allein.

Und dann wäre alles anders. Vielleicht würde ich sogar endlich über die Grenze gehen, natürlich mit meiner Mutter.

Über die Grenze, dorthin, *wo ich nicht hier bin*.

Ich verlasse den Platz, ich gehe zum Haus der Klavierspielerin.

Ich weiß nicht, warum ich dahin gehe. Vielleicht wegen des Eisengitters. Vielleicht fehlt mir nur diese Berührung.

Einige Fremde kommen mir entgegen. Es sind in schwarze Gewänder gekleidete Frauen. Ihre Gesichter kann ich sehen, nur ihre Haare sind bedeckt.

Ihnen folgen bärtige Männer.

Sonst ist die Straße leer.

Ich bleibe am Haus der Klavierspielerin stehen,
ich halte mich am Eisengitter fest.

Die Tür ist zu.

An der Tür sehe ich einen Papierstreifen. Auf
dem Papierstreifen ist ein Stempel.

Ich öffne die Tür zum Vorgarten und gehe zum
Hauseingang.

Es sind genau fünf Schritte. *Auch das hat sich
nicht geändert.*

Ich sehe den Stempel auf dem Papierstreifen.
„3. Militärkommandantur“, steht darauf.

Plötzlich fasst mich jemand an die Schulter. Ich
drehe mich um, es ist ein fremder Soldat.

Er hat eine Maschinenpistole.

Er fragt etwas in einer fremden Sprache.

Ich verstehe ihn nicht. Er spricht weder den ört-
lichen Dialekt, noch die offizielle Amtssprache.

Er wiederholt seine Frage, während er auf das
Haus der Klavierspielerin zeigt.

Ich verstehe ihn immer noch nicht. Ich glaube,
er fragt, ob ich die Klavierspielerin gekannt habe.

Zögernd nicke ich.

Der fremde Soldat spricht wieder. Er erklärt ir-
gendwas. Dann schaut er mich länger an, sein Blick
fragt, ob ich verstehe, was er sagt.

Ich verstehe es nicht.

Jetzt öffnet er die Eingangstür. Der Papierstrei-
fen geht kaputt.

Es kümmert ihn nicht.

Er fasst mich am Arm, so gehen wir ins Haus der Klavierspielerin.

Alles ist so wie früher. Wir gehen die Treppe rauf.

Ich weine schon.

Der Soldat lässt mich nicht los. Es tut weh, wie er mir den Arm drückt. Er schleppt mich die Treppe rauf und zwingt mich, mit ihm ins Zimmer der Klavierspielerin zu gehen.

Da steht der Flügel, da hängen die Bilder.

Allein die Klavierspielerin ist nicht da.

Am Boden sind mit Kreide gezeichnete Kreise zu sehen. Auch auf dem Deckel des Flügels ist eine mit Kreide gezeichnete menschliche Gestalt.

Der Soldat lässt meinen Arm los und erklärt schon wieder etwas.

Ich verstehe nicht, was er sagt.

Der Soldat zeigt auf seinen Hals, er zieht seine Hand vor dem Hals vorbei.

Dann haut er wütend auf den Flügel.

In seiner Wut fegt er die Noten vom Flügel. Ich hebe ein Heft auf.

Das sind die Noten der „Für Elise“.

Mit einer Handbewegung frage ich den Soldaten, ob ich sie mitnehmen darf.

Er winkt nur.

Ich gehe die Treppe runter. Der Soldat folgt mir nicht.

Ich höre Klavierstimmen. Zuerst nur einige Noten, wie wenn einer spielen will, aber noch nicht weiß, was.

Dann erklingt ein unbekanntes Stück.

Ich bleibe unten stehen. Ich gehe noch nicht aus dem Haus.

Ich lausche dem Spiel des Soldaten.

Die Musik klingt so wie ein Militärmarsch. Kräftig und laut.

Die Melodie ist ein Ohrwurm.

Der Soldat spielt gut. In seinem Spiel ist Kraft und Schwung. Ich erinnere mich, dass die Klavierspielerin einmal gesagt hat, es genügt nicht, ein Stück genau und korrekt zu spielen. Es braucht auch Kraft und Schwung, damit es gut wird.

Und Leidenschaft.

Es ist nötig, dass der vortragende Künstler etwas erzählen will.

Damit man spürt, dass der Musiker beim Spielen etwas zu sagen hat.

So hat das die Klavierspielerin einmal gesagt.

Ich lausche dem Spiel des Soldaten. Ich bin ihm dankbar, dass er Klavier spielt.

Es ist so, als ob er sagen würde, dass von jetzt ab alles wieder in Ordnung sein wird.

Ich öffne die Eingangstür und trete ins Freie. Wie damals, vor langer Zeit, bleibe ich vor dem Haus der Klavierspielerin stehen und höre Musik.

Dann gehe ich los in Richtung Pfarrhaus. Die Straße ist menschenleer.

Nur ein Militärlastwagen zieht an mir vorbei.

Beim Gehen summe ich den vorhin gehörten Militärmarsch vor mich hin.

Instinktiv schreite ich entschiedener, hart, wie es die Soldaten tun, wenn sie marschieren.

Ich habe es irgendwann mal noch mit meiner Mutter gesehen, dass die Soldaten so marschieren.

Ich erinnere mich, es auf dem Hof der Kaserne gesehen zu haben, damals, als Jurij, der Soldat mit der Glatze der Freund meiner Mutter war.

Immerhin, damals war noch alles in Ordnung.

Ich denke oft daran, was mein Lieblingsarzt gesagt hat. Und auch der Pfarrer und die Großmutter von Amelie. Dass ich mich nicht von den Ereignissen treiben lassen darf. Dass ich versuchen soll, etwas dafür zu tun, dass sich meine Angelegenheiten günstiger gestalten. Ich weiß bloß nicht, was ich wohl tun sollte. Woran sie wohl gedacht haben damals, als sie das gesagt haben. Die Großmutter von Amelie, der Pfarrer und mein Lieblingsarzt.

Ich gehe zu Amelie.

Ich nehme alles mit, wie früher. Petroleumlampe, Seil, Messer.

Die Großmutter von Amelie ist nicht zu Hause.

Ich bin müde, wie in letzter Zeit immer. Mein Rücken tut weh, mein Bein auch. Ein bisschen hinke ich. Ich weiß nicht, warum.

Amelie sagt:

„Die Soldaten waren schon wieder da. Natürlich sind das andere Soldaten, nicht die, die zu Euch ins Pfarrhaus kamen. Also, diese Soldaten sind in den Keller gegangen. Sie haben alles gefunden. Sie haben die Kisten rausgeholt, sogar die Reste der Leiche haben sie rausgeholt, während du im Krankenhaus warst.“

„Haben sie was gefragt?“

„Nein. Sie sprachen mit meiner Oma, sie hatten einen Dolmetscher dabei. Sie haben gesagt, dass sie den Tunnel bald sprengen werden. Sie haben auch gesagt, dass er gefährlich ist.“

„Aber sie haben noch nicht gesprengt?“

„Nein.“, sagt Amelie.

Dann nimmt sie die Petroleumlampe und geht in den Keller.

Ich überlege nicht, ich gehe ihr nach.

Im Keller scheint es zuerst so, als ob alles unverändert wäre. Die Ratten ergreifen erschrocken die Flucht, als sie uns erblicken.

Wir wollen zum Steinhaufen.

Ein Teil des Steinhaufens ist abgetragen, wir brauchen uns kaum zu bücken, um weiter zu gehen.

Amelie geht entschlossen voran.

Wir gehen etwa zwanzig Meter, bis zum Punkt, wo sich der Tunnel verbreitert.

Wir sind wieder hier, im *Saal*, wo die Kisten gestanden haben.

Jetzt ist alles leer, die Soldaten haben alles mitgenommen.

Wir sind bei der Vergabelung. In dem einen Tunnel keine Spur mehr vom Steinschlag.

Amelie geht in diese Richtung weiter.

Ich folge ihr.

Wir brauchen uns nicht zu beugen, wir können ruhig, aufrecht gehen.

Um uns herum wimmelt es von Ratten. Der Weg nimmt eine leichte Linkskurve.

Wir gehen vielleicht hundert Meter, als wir wieder in einem Saal landen.

Im Licht der Petroleumlampe ist deutlich zu sehen, dass vor wenigen Tagen noch auch hier Kisten gestanden haben. Man sieht ihre Spuren im Staub.

Der Weg führt weiter. Amelie geht einige Schritte voran, ich kann ihr nicht so schnell folgen.

Mir tut das Bein weh, ich hinke.

Es sind schon mindestens zehn Meter zwischen Amelie und mir, ich kriege langsam Angst.

Am liebsten würde ich umkehren.

Amelie ruft:

„Guck mal! Komm schnell!“

Mir tut das Bein weh, ich kann mich nicht beeilen.

Amelie wartet geduldig auf mich. Sie hebt die Lampe ganz hoch und zeigt auf die Wand.

An der Wand ist ein Schild angebracht. Es ist ein großes, viereckiges Schild aus hellem Metall, darauf steht ein Text mit dunklen, vielleicht tiefroten Buchstaben.

Der Text ist in zwei Sprachen abgefasst. Die eine kann ich lesen, die andere nicht.

„Bis zur Grenze sind es noch 12 Kilometer. Der Tunnel ist bis zum Ende begehbar.“, lese ich auf dem Schild. Darunter wahrscheinlich derselbe Text in einer unbekanntem, fremden Sprache.

Ich erinnere mich, ich habe diese Buchstaben mal gesehen, als ich das erste Mal mit meiner Mutter zu den Soldaten in die Kaserne ging.

Amelie sagt nichts, sie kehrt einfach um.

Vor den Ratten habe ich überhaupt keine Angst mehr. Ich freue mich fast schon, dass sie da sind.

Ich fühle mich nicht so allein.

Man erzählt, dass die Soldaten die Barbaren überwachen, sie machen bei ihnen Hausdurchsuchungen.

Sie suchen nach Waffen.

Man erzählt auch, dass die Fremden, also die Barbaren, bald wegziehen müssen.

Es wird eine große Bestandsaufnahme geben, und die Fremden müssen früher oder später die Stadt, ja, sogar das Land verlassen.

Man sagt, dass man die Fremden, also die Barbaren *ausweisen* wird.

Gegenüber, im Haus des Mageren Mädchens wohnen immer noch Fremde. Dieselben, die meine Mutter mal besucht hat.

Es ist Abend. Wir sitzen am Tisch.

Ich habe dem Pfarrer Kartoffelsuppe gekocht, es gibt noch ein bisschen Käse und Brot.

Das ist das heutige Abendessen.

Der Pfarrer sagt:

„Unsere Aufgabe ist es nicht, anderen Böses zu tun. Die Menschen, die anders sind als wir, sind nicht unbedingt schlechte Menschen. Auch die Soldaten sind Fremde, genauso wie die Barbaren, die hier wohnen. Wir kommen gut aus mit den einen, aber auch mit den anderen. Wenn sie keine Sprengungen machen, wenn sie uns nichts tun, dann tun wir ihnen auch nichts. Stimmt's?“

„Ist das wahr, dass die Barbaren in ihren Häusern Waffen versteckt haben? Dass sie uns angreifen wollen?“

„Ich weiß nicht, was wahr ist und was nicht. Ich weiß nur, dass Gott uns lehrt, unser Schicksal mit Ruhe zu ertragen. Was für ein Schicksal wir auch immer haben, wir müssen immer geduldig sein. Wer zu Waffen greift, wird durch Waffen sterben. Das sagt die

Heilige Schrift. Unter uns und auch unter ihnen gibt es solche und solche. Gute und schlechte Menschen. Damit, dass man ihnen droht, sie ohne Grund auszuweisen, und damit, dass man sie zum Sündenbock für alles macht, machen wir die Lage nur noch schlimmer. Man sollte sie in Ruhe lassen. Und dann würden sie auch in Frieden mit uns leben. Es gibt keine Unterschiede zwischen Mensch und Mensch.“

Abends, beim Schlafengehen denke ich immer an meine Mutter. Das ist schlecht.

Sehr schlecht.

Ganz besonders dann, wenn ich hungrig ins Bett gehe. Dann kann ich lange nicht einschlafen.

Die letzten Tage des Sommers sind gekommen. Es ist Ende August. Und immer kühler.

Seit einiger Zeit mag ich nicht mehr spazieren gehen. In den Straßen sind überall Soldaten und Militärlastwagen.

Niemand geht gerne auf die Straße. Auf dem Hauptplatz sind Panzer, und überall stellen die Soldaten Kontrollpunkte auf.

Alle haben Angst. In der Stadt wird erzählt, dass fast jeden Abend ein paar Menschen festgenommen werden. Man findet sie bei einer Kontrolle irgendwie verdächtig, nimmt sie mit, und sie werden nie mehr gesehen.

Auch die städtische Behörde führt immer mehr verschwundene Personen auf ihrer Liste. Beim Eingang des Rathauses gibt es eine Tafel, da kann man die Fotos und persönliche Angaben der vermissten Personen aushängen.

Unter den Vermissten gibt es auch Kinder und natürlich Erwachsene.

Eigentlich kann ich nirgends hingehen. Ich sitze jeden Abend in der Pfarrei, selbst dann, wenn ich nichts mehr zu tun habe.

Meistens gehe ich zu meiner Mutter.

Ich gehe zu ihr auf das Gelände hinter dem Pfarrhaus. Die vielen gleichen Kreuze geben mir das Gefühl, auf einem militärischen Friedhof zu sein.

Ich gehe zu dem Kreuz, auf dem der Name meiner Mutter steht.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter wirklich da liegt.

Ich setze mich neben dem Kreuz auf den Boden und starre nur vor mich hin.

Es wird kühler.

Der Sommer ist vorbei. Man braucht schon die Strickjacke. Morgen ist der 1. September.

Die Schule ist gleich neben der Kaserne.

Ich gehe in die Schule, heute ist die feierliche Eröffnung des Schuljahres. Es ist lange her, dass ich in der Schule gewesen bin. Noch vor dem Attentat.

Ich gehe allein. Es gibt niemanden mehr, der mich begleiten würde. Der Pfarrer hat nur soviel gesagt, dass ich rechtzeitig nach Hause soll, weil die Küche bis zum Abend in Ordnung gebracht werden muss.

Ein hoher Offizier aus der Kaserne kommt zum Pfarrer, dem müssen wir etwas zum Essen servieren.

Ich werde heute Nachmittag ein Hähnchen schlachten, kann also nur bis Mittag in der Schule bleiben.

Ich denke, bis dahin sind wir mit den Feierlichkeiten durch.

Es ist acht Uhr morgens.

In der Schule sind alle da, die ich früher gemocht habe, und auch die, die ich nicht so sehr mochte.

Ich freue mich, Sára wiederzusehen und Amelie auch, es ist schön, wieder mit ihnen zusammen zu sein.

Wir müssen uns im Hof in Reih und Glied aufstellen, um uns herum das kreisförmige Schulgebäude aus roten Backsteinen.

Vor uns das Podium, wo der Direktor seine Rede halten wird.

Der Hof ist voll mit Kindern und Eltern. Es gibt auch viele Unbekannte. Und auch fremde Frauen, mit schwarzen Tüchern verschleiert.

Bei einigen sieht man nur die Augen.

Der Lehrer kommt zu uns. Er hat sich überhaupt nicht verändert. Nur sein Gesicht ist irgendwie

schmaler geworden. Und seine Brille noch dicker. Sonst nichts.

Er stützt sich auf seine Krücke.

Er sagt:

„Es wird mehrere neue Klassen geben, weil wir jetzt mehr sind, viel mehr. Da ihr noch zur unteren Stufe gehört, teilen wir euch nach Alter auf. Sára, du bist älter, du gehst zu den größeren, da ist jetzt eine neue Lehrerin, bei ihr sollst du dich melden. Dein Name steht schon auf ihrer Liste. Ihr beide, Anna und Amelie, bleibt in meiner Klasse. Stellt euch in Reihen auf und benehmt euch während der Rede des Herrn Direktors.“

Ich freue mich wegen Amelie, aber es tut mir leid wegen Sára. Inzwischen ist auch Hiro angekommen und Arno ist auch da. Und viele andere, die ich nicht kenne.

Ich schaue mich im Hof um, es gibt immer mehr Leute.

„Benehmt euch ordentlich, es gibt hier mindestens dreihundert Kinder, nicht dass es ausgerechnet mit unserer Klasse Probleme gibt!“, sagt der Lehrer und hüpft auf seiner Krücke geschickt weiter.

Es ist warm. Die Sonne scheint. Ich stehe neben Amelie, wir sind ungefähr vierzig in unserer Klasse. Ein bisschen langweile ich mich bereits.

Ich warte darauf, dass endlich etwas passiert.

Auf der Bühne fummelt ein etwa dreißigjähriger Mann mit Bart am Mikrofon herum. Daneben in Anzug ein anderer, auch nicht viel älter.

„Der da, das ist der neue Direktor“, sagt Amelie.

„Der da?“, frage ich. „Der mit dem Anzug? Der ist doch noch so jung. Und schon Direktor?“

„Angeblich hat man ihn aus der Hauptstadt geschickt. Damit er die Schule in Ordnung bringt“, sagt Amelie.

Alle unterhalten sich, auf dem Hof herrscht lautes Stimmengewirr.

Jetzt hört man den Lautsprecher. Der bärtige Mann justiert das Mikrofon auf der Bühne:

„Mikrofonprobe, eins zwei, drei...“

Wir sind immer zahlreicher auf dem Hof. Alle sind ein bisschen aufgeregter. Und so feierlich.

Sára kommt zu uns.

Sie sagt:

„Stellt euch vor, ich habe eine ganz neue Lehrerin, sie ist auch aus der Hauptstadt gekommen, zusammen mit dem Direktor. Und man erzählt, dass wir es sehr gut haben werden, weil der neue Direktor eine ganze Menge von der Hauptstadt bekommt. Die Turnhalle ist angeblich völlig neu gemacht worden, und in jeder Klasse wird ein Computer stehen! Man erzählt, dass wir angeblich sogar das Internet benutzen können. Wisst ihr was Internet ist? Es ist so wie die Filme, nur besser. Und man kann Filme anschauen, sagt die Lehrerin.“

Sára freut sich sehr, sie ist geradezu glücklich, all das erzählen zu können.

Sie hat Zeit dazu, der Bärtige auf der Bühne ist immer noch mit dem Mikrofon beschäftigt.

Auf dem Hof werden die Leute immer lauter. Es gibt welche, die lachen.

Alle sind sehr heiter.

Währenddessen klettert auch eine fremde Frau mit schwarzem Kopftuch auf die Bühne und sagt etwas dem Direktor, der neben dem Mikrofon steht.

Der Direktor mit dem Anzug wendet sich von dem Bärtigen ab und spricht nun mit der Frau.

Oder vielleicht redet er gar nicht, er starrt sie nur an.

Plötzlich fragt Amelie ganz aufgeregt:

„Schau mal! Wer sind denn die da?“

Und sie zeigt nach oben, auf das Schulgebäude um den Hof.

Ich erinnere mich ganz genau an alles. Ich sehe mich, wie ich hinaufschaue.

Dabei sehe ich, gleichzeitig, auch das blasse Gesicht von Amelie.

In den Fenstern des Gebäudes, das den Hof umgibt, stehen Leute mit schwarzer Kapuze.

Bewaffnet.

Und die Frau mit dem schwarzen Kopftuch richtet eine Pistole auf den Direktor.

Der Bärtige Dreißiger neben dem Direktor schlägt plötzlich der Frau mit dem Ständer des Mikrofons auf die Hand.

Man hört Schüsse.

Der Bärtige auf der Bühne sackt zusammen. Der Direktor mit dem Anzug bewegt sich immer noch nicht.

Stille.

Dann Stimmenwirrwarr.

Die Kinder schreien, einige Eltern packen ihre Kinder und versuchen, in Richtung Ausgang zu rennen.

Erneut Schüsse.

Ich sehe, wie Hiro hinfällt und bewegungslos auf dem Boden bleibt. Ich sehe, dass neben Hiro bereits eine Frau um die Vierzig mit kurzem Rock liegt, und ich sehe, dass ihre weiße Bluse voller Blut ist.

Ich sehe, dass auch die Oma von Amelie auf dem Boden liegt.

Sie liegt auf dem Rücken, das eine Bein komisch verdreht, es verschwindet fast unter ihrem Hintern.

Auch sie bewegt sich nicht.

Wahrscheinlich schon tot.

Ich ergreife Amelies Hand. Wir rennen zusammen zum Ausgang, aber Fremde Männer mit Maschinenpistolen stellen sich uns in den Weg.

Amelie weint.

Ein Mann mit Kapuze und Maschinenpistole geht auf die Bühne.

Er beugt sich zum Mikrofon und sagt:

„Alle bleiben Ruhe. Niemand kommen zum schade. Wer flüchten, der sterben! Das Gebäude sein unter uns Kontroll. Alle sein Geiseln. Ich sein verstanden?“

Im Hof wird es still.

Um den Ausgang herum liegen Tote.

Ich sehe auch Fatima und Arno. Sie liegen auf dem Boden.

Andere auch.

Kinder und Erwachsene, gemischt.

Der Eingang zur Turnhalle ist direkt im Hof.

Zwei Männer mit Kapuze und Maschinengewehr öffnen die Flügeltür der Turnhalle, sie machen Zeichen, dass wir in die Halle gehen sollen. Die Lehrer reden laut und aufgeregt auf die Kinder ein.

Alle sind hektisch. Und trotzdem ist alles so *langsam*. Alles geschieht so merkwürdig *langsam*.

Ich gehe mit Amelie Hand in Hand in Richtung Turnhalle. Wir folgen den anderen.

Amelie zittert. Sie hat Angst.

Ich habe auch Angst.

Ich spüre, dass meine Hände schwitzen. Der Schweiß rinnt mir auch den Rücken herunter. Als ob mir sehr warm wäre.

Wir betreten die Turnhalle.

Ich merke erst jetzt, dass eigentlich der Lehrer mit der Krücke unsere Gruppe leitet. Er sagt, wo wir

hingehen und was wir machen sollen. Er redet ununterbrochen. Leise, aber er spricht zu uns.

Zu uns allen.

Er sagt aufmunternde Worte und irgendetwas davon, dass bald alles in Ordnung sein wird.

Wir sind ungefähr dreißig, die wir zusammen in die Turnhalle gehen. Der Lehrer, einige Erwachsene und wir Kinder.

Die bewaffneten Kapuzenmänner dirigieren ähnlich große Gruppen durch die Tür in die Turnhalle.

Jeder bemüht sich, sich einer Gruppe anzuschließen. Als ob es allein gefährlicher wäre.

Vielleicht deshalb.

Wir gehen in den hinteren Teil der Halle zu der Sprossenwand. Über der Sprossenwand sind Fenster, auf die man dichte Metallnetze angebracht hat.

Die Fenster sind offen.

Einige von uns setzen sich auf den Boden, wir, Amelie und ich bleiben stehen.

Der Lehrer sagt:

„Wir müssen da bleiben. Es ist besser, hier sind die Fenster, da kommt frische Luft rein. Setzt euch alle auf den Boden. Wir werden sehen, was die wollen.“

„Ich muss pinkeln“, sagt Amelie weinend. „Wohin soll ich aufs Klo gehen?“

„Jetzt kann man nicht aufs Klo gehen“, der Lehrer spricht weiterhin ganz leise. „Pinkele irgendwo hin,

wenn du es nicht halten kannst, es ist vollkommen egal, wohin.“

Die eine Erwachsene, eine große, knochige Frau in buntem Kleid, zieht aus der Tasche ein Einmachglas hervor.

Es ist ein großes Glas, in dem man saure Gurken einmacht.

„Nach der Eröffnungsfeier sollte ich zu meinem Schwiegersohn gehen, er hat mir ein paar Kilo Zucker versprochen. Dafür war das Glas“, sagt sie verlegen, fast als Entschuldigung.

„Jetzt kannst du vorübergehend da reinpinkeln, wenn du es triffst“, sagt sie, während sie das Glas Amelie reicht, und lächelt dazu. „Gehe ein bisschen zur Seite, pinkele dort, wir gucken nicht hin.“

Immer neue Gruppen kommen in die Turnhalle. Die meisten Kinder, aber es gibt auch zahlreiche Erwachsene.

Viele Unbekannte.

Amelie geht bis dicht an die Sprossenwand. Sie hockt sich über das Glas.

Die anderen wenden sich ab.

Nur ich schaue zu, wie sich die hellgelbe Flüssigkeit am Boden des Einmachglases sammelt.

Eigentlich habe ich was anderes beobachtet. Ich habe nicht zugeschaut, wie sich die Flüssigkeit im Glas sammelt. In Wirklichkeit habe ich das Gesicht von

Amelie beobachtet. Da war dieses Gesicht schon sooo müde. Das war das Gesicht eines *geschlagenen* Menschen. Einem Menschen, dem schon alles zuviel ist. Ihre Augen waren klein, ganz klein, und auch ihre Stirn war voller Falten. Sogar um ihre Augen waren Falten. Ich erinnere mich noch gut daran. Damals habe ich Amelie sehr alt gefunden. Nicht traurig habe ich sie gefunden, eher nur alt. *Traurig* doch auch. Aber vor allem alt.

Die Turnhalle ist voll.

Die Kapuzenmänner haben alle Leute vom Hof reingetrieben.

Einer der Kapuzenmänner geht unter die Holzplanke, an der der Korb für den Basketball befestigt ist. Er stellt sich auf einen Schemel und sagt:

„Alle setzen! Nicht bewegen! Jede Bewegung sein verboten!“

Eine dicke Frau, die ein Mädchen begleitet, ungefähr sechs Jahre alt, ich kenne sie vom Sehen, sie wohnen nicht weit vom Haus der Klavierspielerin in derselben Straße, beginnt hysterisch zu schreien:

„Aber was wollt ihr von uns? Lasst uns nach Hause! Wir wollen nach Hause! Wir haben nichts gemacht. Ihr habt nicht das Recht, uns hier zu behalten! Versteht ihr? Ihr habt nicht das Recht!“

Sie schreit, während sie die Hand des Mädchens festhält. Das Mädchen weint, dann beginnen einige

Kinder um sie herum ebenfalls zu weinen. Ein dicker Mann mit Glatze in Anzug und mit Krawatte geht zu der Frau und flüstert ihr etwas ins Ohr. Ich glaube, er will sie beruhigen.

Die Frau hört nicht auf ihn, sie brüllt einfach weiter.

Der Kapuzenmann auf dem Schemel hebt jetzt seine Maschinenpistole und richtet sie auf die dicke Frau:

„Du schweigen, hässliche Frau!“

Die dicke Frau schreit ununterbrochen, etwa dass die Soldaten sowieso kommen werden, und es dann aus mit denen hier ist, und überhaupt, jeder Fremde soll krepieren, als plötzlich scharfes Knattern zu hören ist.

Die Maschinenpistole.

Die dicke Frau bricht zusammen, sie reißt das sechsjährige Mädchen mit sich.

Das Mädchen beginnt, hysterisch zu schreien, daraufhin eilt der Mann in Anzug zu ihr, hält ihr den Mund zu und flüstert ihr etwas ins Ohr.

Während er sie an sich drückt, versucht er mit der anderen Hand, die Hand der Frau von der des Mädchens zu lösen.

Das Blut der dicken Frau breitet sich auf dem Linoleum-Fußboden der Turnhalle aus.

„Alle setzen! Sofort!“, brüllt der Kapuzenmann auf dem Schemel.

Jeder setzt sich unverzüglich auf den Boden, wir haben kaum Platz, so zahlreich sind wir.

Wir haben Glück, wir sind hinten, so können wir uns auch mit dem Rücken gegenseitig stützen oder uns an die Sprossenwand lehnen.

Wir haben etwas mehr Platz als die anderen.

Neben mir sitzt Amelie, sie unklammert das Einmachglas, in das sie vor einigen Minuten gepinkelt hat.

Die Leiche der dicken Frau liegt vorne, in der Mitte der Halle. Auch dort, um sie herum sitzen die Leute, weil es nicht genug Platz in der Halle gibt.

„Solange Chef nix sagen“, sagt der Mann mit der Kapuze, während er sich mit der Faust auf die Brust schlägt, so zeigt er, dass er von sich redet, „solange nix Bewegung. Ich sein verstanden?“

Dann fügt er noch hinzu:

„Ich heißen Chef! Mich so anreden! Ich sein verstanden?“

Es ist still. Nur hin und wieder hört man das unterdrückte Weinen eines Kindes.

Vorne an der Tür stehen noch insgesamt sechs maskierte Männer mit Kapuzen und Maschinenpistolen.

Die Tür geht auf, zwei Bewaffnete kommen rein, sie schleppen Kisten mit sich.

Dann gehen sie raus und kommen wieder rein. Immer wieder mit neuen Kisten.

Der, der Chef heißt, beginnt, die Kisten aufzumachen.

Auch zwei andere Männer mit Kapuze gehen hin und nehmen, sehr vorsichtig, etwas aus den Kisten raus. Lange, schwarze Stangen und runde Metallkugeln.

„Bomben“, flüstert neben mir ein Erwachsener dem Lehrer mit der Krücke zu. Es ist ein Mann mit schmalen Gesicht und einem Kordsakko. Ich weiß nicht, wer das ist, und wie er bei uns gelandet ist. „Dynamit und Bomben mit Schlagbolzen. Letztere explodieren auch von sich allein bei Erschütterung oder wenn sie runterfallen.“, fügt er hinzu.

Der Mann mit dem Kordsakko spricht sehr leise, aber ich kann auch schon vom Mund ablesen, also verstehe ich genau, was er sagt:

„Ich weiß nicht, was die damit vorhaben, aber wenn dieses Zeug hier losgeht, dann ist es aus mit uns allen.“

„Es ist nur eine Frage der Zeit, es kann nicht mehr lange dauern. Gleich kommen die Soldaten und machen mit denen hier kurzen Prozess.“, flüstert der Lehrer mit der Krücke zurück.

Inzwischen befestigen zwei Kapuzenmänner drei Dynamitstangen und einige Bomben mit einem Seil an der Wand. Der, der sich Chef genannt hat, geht zu der Holzplanke, bindet einen starken Knoten an das Basketballnetz und legt eine größere Bombe rein.

Er legt die Bombe ganz vorsichtig rein, eine Zeitlang hält er sie noch mit der Hand fest und lässt sie nur langsam los, um zu kontrollieren, ob das Netz die schwere Last trägt.

Die anderen beiden Kapuzenmänner arbeiten an den Wänden. Sie kommen auch dahin, wo wir sitzen. Die Sprossenwand ist günstig, sie können die Bomben leicht daran befestigen.

Ein Kapuzenmann mit einem schweren Rucksack kommt zu uns. Er scheucht uns weg von der Sprossenwand.

Aus dem Rucksack nimmt er langsam, vorsichtig Handgranaten raus.

Die Granaten sind mit einem dünnen Stahlseil aneinander gebunden und bilden eine Kette. Der Kapuzenmann holt mindestens fünfzehn Granaten aus dem Sack und bindet sie vorsichtig an die Sprossenwand.

„Wenn nicht machen, was wir sagen, die machen bumm, das sicher!“, sagt der Kapuzenmann dem Lehrer. Er steht mir ganz nahe, ich kann sein Gesicht sehen. Er bedeckt es nicht wie die anderen.

Ich sehe seine Augen, die sind blutunterlaufen, seine Augenlider sind geschwollen. Wie einem, der lange nicht mehr geschlafen hat.

Seine Pupillen sind ganz klein.

„Ihr krepieren alle!“ sagt der Kapuzenmann dem Lehrer und schlägt ihn plötzlich in die Magengrube.

Der Lehrer sackt lautlos zusammen.

Der Kapuzenmann verpasst dem Lehrer am Boden noch einen Fußtritt, dann zuckt er die Achsel und geht weiter.

Amelie steht neben mir. Er schaut den Lehrer an, der nach dem Schlag im ganzen Körper zittert, dann beginnt er plötzlich in einem großen Strahl zu kotzen.

Amelie sagt nichts.

Sie drückt immer noch ihr Einmachglas an sich.

Nachts kann ich nicht schlafen. Ich kriege kaum Luft.

Auf dem Boden der Turnhalle gibt es nicht genug Platz für so viele Leute.

Amelie und ich lehnen mit dem Rücken an der Sprossenwand, über uns die Granatenkette. Wir können kaum die Beine ausstrecken, vor uns liegt nämlich der Lehrer, dem es inzwischen besser geht, und der versucht, uns bei Laune zu halten.

Neben dem Lehrer liegt der fremde Mann.

Amelie schläft manchmal ein.

Dann lehnt sie sich an meine Schulter. Ich versuche, unbeweglich zu sein, um sie nicht zu wecken.

Es ist sehr anstrengend, bewegungslos zu sitzen.

In der Turnhalle ist es den Umständen entsprechend still. Natürlich weint manchmal ein Kind. Die Erwachsenen versuchen dann, sie leise zu beruhigen.

Am Eingang stehen zwei Kapuzenmänner.

Unter der Basketballplanke sitzt auf einem aus Schemeln zusammengebastelten Podest der Kapuzenmann, der sich selbst Chef genannt hat.

Es ist schrecklich heiß, und es stinkt.

Der Leichnam der erschossenen Frau liegt unverändert dort, das Blut um sie herum ist geronnen und dunkel geworden.

In der Menge können wir uns kaum bewegen, und aufs Klo zu gehen ist verboten, nur an die eine Wand der Halle dürfen wir hingehen, um unsere Sache zu verrichten.

Es gab einige Einmachgläser und Plastikflaschen, die sind schon längst alle voll.

An der Wand bilden sich Pfützen aus Pisse.

In einer Ecke hat jemand hingekackt, es stinkt sehr, um die Kacke schwirren große, grüne Fliegen wild herum.

Wir haben Glück. Die Sprossenwand ist etwas weiter von dem Platz entfernt, den die anderen als Klo benutzen.

Die Kapuzenmänner lösen sich untereinander ab. Sie dürfen rausgehen, sie haben es gut, neben der Turnhalle gibt es einen Umkleideraum und ein Klo, vielleicht gehen sie dahin, um sich zu erholen. Ich habe mindestens 15 Bewaffnete zusammen gezählt, alle tragen schwarze Kapuzen, aber bei einigen kann man trotzdem das Gesicht sehen.

Sie haben auch Maschinenpistolen und Handgranaten bei sich.

Der Chef hat auch gesagt, schon etwas früher, dass der in der Halle angebrachte Sprengstoff auf Knopfdruck losgeht.

Der Schalter ist auf dem aus Schemeln zusammengebastelten Podest, und kann mit einer Hand- oder Fußbewegung betätigt werden.

Der Chef sitzt auf dem Podest, seine Hand auf dem Schalter.

Er bewegt sich nicht, er beobachtet die Leute.

Ich kann gut seine Hand sehen.

Ich sitze vor der Sprossenwand, lehne mich mit dem Rücken an, über mir die Kette aus Handgranaten, neben mir sitzt Amelie.

Ich denke auch jetzt an meine Mutter, wie seit dem Attentat fast immer.

Schließlich freue ich mich.

Ich freue mich, dass sie nicht da ist. Dass sie das hier nicht mit ansehen muss.

Ich freue mich auch, dass sie schon gestorben ist.

Wenn sie da wäre, würde sie sich sicher dasselbe wünschen, was ich mir jetzt auch wünsche, nämlich möglichst schnell und möglichst schmerzlos zu sterben.

Der Chef winkt mit der freien Hand einen seiner Kumpane zu sich, sie wechseln sich ab. Der Chef steigt vom Podest und geht durch eine kleine Tür raus.

Ich denke daran, dass man da vielleicht etwas machen könnte.

Wenn sie sich gerade abwechseln.

Inzwischen wird Amelie wach.

Sie kommt etwas plötzlich zu sich, zuerst weiß sie nicht, wo sie ist, dann begreift sie es und beginnt zu weinen. Beim Weinen drückt sie ihr Gesicht an meine Schulter. Ich spüre, wie meine Bluse von ihren Tränen nass wird.

Eigentlich weint sie nicht so richtig, eher winselt sie.

Sie ruft nach ihrer Großmutter.

Dann wird ein anderes Mädchen, das ich nicht kenne, auch wach, und beginnt laut zu weinen.

Sie weint nicht nur, sie schreit auch. Sie schreit nach ihrer Mutter.

Der Lehrer an meinen Füßen flüstert ihr nervös zu.

Amelie kriegt beim Weinen einen Hustenanfall. Sie atmet schwer. Sie ringt nach Luft.

Der Lehrer fragt:

„Hat hier jemand ein bisschen Wasser?“

Der fremde Mann, der mit dem Lehrer zusammen in die Halle kam, nimmt nach kurzem Zögern das Einmachglas mit Amelies Pisse.

Sie reicht es Amelie.

„Trink!“, sagt er zu ihr. „Trink, es wird dir gut tun.“

Amelie hustet. Dann nimmt sie die Flasche und trinkt ihre eigene Pisse. Sie trinkt langsam, in kleinen Schlucken.

Der Husten hört auf.

Sie weint nicht mehr.

Sie starrt nur vor sich hin.

Auch ich habe in jenen Tagen Pisse getrunken, aber heute kann ich mich nicht mehr an den Geschmack erinnern. Ich weiß auch nicht mehr, ob es meinen Durst gelöscht hat, oder es nachher nur noch schlimmer war. Aber schlimmer war es vielleicht doch nicht. Und ein ganz bisschen hat es sogar geholfen. Nur war es irgendwie scharf. Sehr scharf. Und das war schlimm. Aber an den Geschmack kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Überhaupt nicht mehr.

Ich weiß nicht, wann ich eingeschlafen bin.

Als ich wieder wach werde, ist schon hell. Die Sonne scheint auf die Turnhalle.

Der Anführer der Kapuzenmänner, der Chef sitzt auf den Schemeln, seine Hand ruht unverändert auf dem Schalter.

Durch die Fenster kommt frische Luft rein. Kühle, saubere Luft.

Es wird schon morgen sein.

Ich habe mein Zeitgefühl bereits verloren, ich weiß nicht mehr, welche Tageszeit wir haben.

Der Gestank in der Turnhalle und die hereinströmende frische Luft vermischen sich. Ich rieche den Gestank in Wellen. Mal kommt frische Luft, mal kommt der Gestank.

In der Mitte des Saales liegt immer noch die tote Frau.

Die Blutlache ist fast schon ganz schwarz. Große Kadaverfliegen schwirren um sie herum, viele, schwarze, lila und grüne Kadaverfliegen.

Ihr Summen geht mir auf die Nerven.

Alle sitzen oder liegen am Boden. Als würden sie versuchen zu schlafen.

Die Kinder weinen kaum noch. Ich weine nicht. Auch Amelie starrt nur vor sich hin. Den Kopf lehnt sie an meine Schulter.

Nichts geschieht.

Auch die Kapuzenmänner sind etwas ruhiger als gestern. Auf den Schemeln sitzt der Chef, mir ist so, als ob er zu mir rüberschauen würde.

Sonst hat sich seit gestern nichts geändert.

Ich habe Durst.

Plötzlich fühle ich mich ganz schwach.

Hunger habe ich nicht, nur Durst. Und ich bin schwach. Meine Lippen sind aufgesprungen, meine Zunge ist trocken, ich kann kaum schlucken.

Ich habe Halsweh.

Ich fange an zu schwitzen. Ich schwitze sehr stark, der Schweiß rinnt meine Stirn und meinen Rücken runter.

Als ob ich Fieber hätte.

Ich bin müde und schwach, auch meine Hände sind feucht.

Die Leute um mich herum kann ich nicht deutlich sehen. Das heißt, ich sehe sie schon, aber es ist so, als ob ich sie durch einen Nebelvorhang sehen würde.

Alles ist irgendwie weit weg.

Vielleicht ist es so, wenn man betrunken ist.

Der Lehrer spricht jetzt zu mir, aber ich verstehe nicht, was. Er sagt etwas, aber ich höre es nicht.

Es interessiert mich auch nicht.

Der fremde Mann, der mit Lehrer dem kam, weckt mich. Er tätschelt mein Gesicht.

Er sagt:

„Anna, geht es dir gut? Komm, trinke ein bisschen.“

Dabei wischt er mir das Gesicht mit einem Taschentuch ab. Ich spüre die Nässe auf meiner Stirn, an meinen Augen. Es tut gut.

Es kühlt.

Der Mann hält in der Hand eine Plastikflasche mit einer gelben Flüssigkeit.

Er trinkt das Taschentuch in die gelbe Flüssigkeit, und wenn sich das Taschentuch mit der Flüssig-

keit gut vollgesaugt hat, dann hält er es an meinen Mund, an meine aufgesprungenen Lippen und drückt es so, dass ein wenig Flüssigkeit rauskommt.

Es brennt.

Ich spüre den bitteren Geschmack der gelblichen Flüssigkeit, und trotzdem tut es gut. Gierig schlucke ich den Urin. Ich nehme die Flasche, jetzt trinke ich schon direkt aus ihr.

Ich spüre, wie die Pisse an meinem Kinn, an meinem Hals runter rennt. Sie fließt unter mein Hemd. Auf meine Brust, auf meinen Bauch. In meinen Bauchnabel.

Ich kümmere mich nicht darum.

Ich schaue den fremden Mann dankbar an.

Dann sehe ich, dass er genauso auch Amelie zu trinken gibt und den anderen Kindern in unserer Gruppe, allen der Reihe nach.

Mit uns ist auch ein Mädchen, die ich früher nicht gekannt habe.

Sie heißt Jerassa.

Seit wir in die Turnhalle gekommen sind, liegt sie bewegungslos da. Sie reagiert auf nichts, als ob sie tot wäre.

Sie liegt auf dem Bauch, das Gesicht verdeckt sie mit dem Arm.

Sie bewegt sich nicht.

Der fremde Mann fasst sie jetzt an die Schulter und schüttelt sie ganz zart.

Jerassa zuckt zusammen, dann bewegt sie sich nicht mehr. Sie verdeckt immer noch das Gesicht mit dem Arm.

Auch der Lehrer tritt zu ihr, er flüstert ihr etwas ins Ohr.

Der fremde Mann macht ein Tuch mit Pisse nass, und reibt ihr langsam, vorsichtig die Schläfe.

Jerassa bewegt sich plötzlich, dann lässt sie zu, dass der fremde Mann ihr den Arm vor dem Gesicht wegzieht.

Ihre Augen sind geschlossen. Ihr Gesicht ist bedeckt von geronnenem Blut. Zwischen ihren Augen klafft eine offene Wunde.

Der fremde Mann streichelt dem Mädchen das Gesicht, dann deckt er mit einem Taschentuch ihr Gesicht zu.

Jerassa liegt weiterhin am Boden, bedeckt mit einem Tuch.

Wie die Toten.

Ich weiß nicht, wann ich eingeschlafen bin.

Ich habe mein Zeitgefühl vollkommen verloren.

Ich weiß nicht, wieviel ich geschlafen habe, ich weiß auch nicht, wie lange wir eigentlich hier, in dieser Turnhalle sind.

Ich glaube, es sind schon drei Tage.

Ich habe Durst.

Manchmal bekomme ich von dem fremden Mann ein bisschen Urin, davon trinke ich.

Dann schlafe ich wieder.

Jetzt werde ich davon wach, dass einer der Bewaffneten zwischen den Leuten hin- und hergeht. Manchmal ergreift er den Arm eines Kindes, zerrt an ihm und zwingt es, aufzustehen.

Einigen erlaubt er, sich wieder zu setzen, aber andere müssen vorne zum Chef unter den Basketballkorb gehen.

Der Mann ist bei uns an der Sprossenwand angelangt.

Mit seinem Stiefel tritt er paar Mal gegen das Bein von Jerassa, aber sie reagiert nicht.

Sie liegt bewegungslos da, als wäre sie tot.

Der Bewaffnete tritt zu mir.

Er greift mir ins Haar und zwingt mich, ihm ins Gesicht zu schauen.

Ich kann ihm nicht in die Augen schauen, ich kann kaum die Augen öffnen.

Ich spüre nur seinen Atem. Er stinkt.

So wie der große, fremde Soldat damals, als er mir am ersten Tag mein Höschen ausziehen wollte in der Kaserne.

Er starrt mir lange ins Gesicht, dann lässt er mich plötzlich los und ergreift Amelies Arm.

Amelie steht instinktiv auf.

Der Bewaffnete befiehlt ihr mit einer Geste, nach vorne zum Chef zu gehen.

Amelie schaut mich an, dann geht sie los. Ich sehe, dass sie losgeht. Plötzlich wird es mir klar im Kopf. Ich will ihr etwas sagen, aber es gelingt mir nicht. Sie schaut mich an, aber irgendwie schaut sie mir nicht in die Augen.

Ich sehe nur, dass sie zum Chef geht. Ich sehe ihren Rücken. Ihre Schultern.

Sie senkt den Kopf.

Genauso wie in der Schule, wenn sie etwas angestellt hat.

Als hätte sie ihre Strafe verdient.

Ich trinke aus der Plastikflasche, ich spüre die bittere, scharfe Flüssigkeit.

Dann wasche ich mir damit das Gesicht und die Stirn.

Ich fühle immer weniger, was um mich herum geschieht. Ich bin müde.

Es ist, als wäre ich betrunken.

Jetzt höre ich die Stimme des fremden Mannes:

„Wahrscheinlich werden sie sie exekutieren.“

Unter dem Basketballkorb stehen zehn Kinder. Darunter Amelie. Die anderen Kinder kenne ich nur vom Sehen.

Der Chef spricht:

„Wir verhandeln haben, aber nix Ergebnis! Jetzt wir allen zeigen, wer wir sein!“

Zwei Kapuzenmänner führen Amelie und die anderen an die Wand. Sie stellen alle zehn Kinder mit dem Gesicht zur Wand auf.

Die Kinder sind ruhig. Niemand weint.

Der Chef steigt ab vom Schemel, die Maschinenpistole in der Hand.

Er stellt sich hinter die Kinder. Gerade hinter Amelie, die den Kopf nach unten beugt.

Er legt den Lauf seiner Maschinenpistole Amelie ans Genick.

Es ist still.

Niemand bewegt sich.

Dann sehe ich nur, dass der Kopf Amelies explodiert. Und Ihr Körper fällt hin wie ein Sack.

Im nächsten Augenblick höre ich noch einen gewaltigen Knall, und wie ich mich instinktiv in die Richtung des Knalls drehe, sehe ich, dass die Sprossenwand von seinem Platz wegfliegt und die eine Wand der Turnhalle einstürzt.

Staub und Rauch überall.

Dann höre ich noch einen Knall. Dann noch einen.

Dann erinnere ich mich nur noch daran, dass ich draußen auf dem Schulhof renne.

Ich fühle mich auch beim Rennen ganz schwach, und alles ist so, als wäre das Ganze ein schlechter Traum.

Und als wäre alles auch jetzt so *langsam*. So *verlangsam*.

Und trotzdem irgendwie ganz schnell.

Neben mir rennt der fremde Mann, andere rennen auch, unbekannte Leute.

Ich höre Schüsse von Maschinengewehren, der fremde Mann, der neben mir rennt, fällt hin.

Dann sehe ich nur noch, dass ich auf der Straße laufe, an der frischen Luft, neben mir fremde Kinder, sie rennen auch, zusammen mit mir. Viele viele Kinder. Viele viele unbekannte Kinder.

Verschwommen sehe ich auch fremde Soldaten. Als würden sie mir zurufen und winken.

Alles ist so unsicher.

Währenddessen hört man immer wieder Schüsse.

Dann stürze ich. Ich sehe mich wie von außen, wie ich zu Boden stürze.

Und ich sehe auch, wie mich unbekannte Menschen an den Armen und den Beinen packen und mit mir weiterrennen.

Nur daran erinnere ich mich. Dass sie mit mir irgendwohin rennen, noch lange.

Es ist so, als würde dieses Rennen nie ein Ende nehmen wollen.

Als würde das Rennen für mich nie mehr aufhören wollen.

Ich bin wieder im Krankenhaus.

Die Ärzte sind nett zu mir. Auch mein Lieblingsarzt ist wieder da.

Sie sagen, ich soll viel trinken. Sie geben mir auch Schlafmittel und unterhalten sich oft mit mir. Sie sagen, mir ist nichts geschehen, ich bin nicht verletzt worden, und sie sagen auch, es ist ein Wunder.

Ein Psychologe besucht mich. Täglich kommt er. Ich mag ihn nicht.

Dann kommen auch noch einige Journalisten zu mir. Als wäre ich ein berühmter Mensch. Sie fragen mich, was geschehen ist, da drin in der Turnhalle.

Sie fragen auch über Amelie. Und über die anderen Kinder. Über meine Klassenkameraden.

Ich kann nichts sagen.

Und ich will auch nicht.

Dann erzähle ich trotzdem, dass das Schlimmste der Durst war. Dass wir drei Tage lang kein Wasser trinken konnten. Ich erzähle, dass nicht die Angst das Schlimmste war, sondern dass wir nichts zu trinken hatten. Dass wir Pisse getrunken haben, aber das nutzte nichts.

Den Durst hat es nicht gelöscht.

Jemand sagte, dass aus unserer Klasse alle gestorben sind, außer dem Lehrer mit der Krücke. Ich weiß nicht, wer das gesagt hat, vielleicht eine der Schwestern. Und sie hat auch gesagt, dass sehr viele Leute gestorben sind. Wegen der Explosion und der Schießerei. Und das ist ein Wunder, dass ich nicht

verletzt worden bin, dass ich lebe, und dass ich wieder da bin.

Sie sagte auch, dass viel mehr Leute gestorben sind als damals im Attentat gegen das Kulturhaus, als meine Mutter gestorben ist.

Ich weiß es nicht.

Meiner Meinung nach ist es kein Wunder, dass ich die Eröffnung des Schuljahres überlebt habe, das Ganze ist nur ein Zufall.

Irgendjemand musste ja überleben.

Der Pfarrer ist sehr nett zu mir, als ich aus dem Krankenhaus entlassen werde.

Er sagt:

„Wenn du nicht willst, brauchst du nicht mehr zur Schule zu gehen. Du bist ja schon groß genug, um zu entscheiden, ob du noch die Schule brauchst. Du hast viel durchgemacht. Du musst dich erholen. Bleibe ruhig hier bei mir, du führst den Haushalt der Pfarrei, wenn du willst. Du kriegst sogar ein Gehalt.“

Ich weiß nicht so richtig, wovon er spricht.

Ich glaube nicht, dass ich groß genug bin, um nicht mehr zur Schule zu gehen.

Ich fühle mich doch noch sehr klein. Schließlich bin ich noch ein Kind.

Und Kinder müssen zur Schule gehen.

Der Pfarrer redet weiter:

„Ich verrate dir etwas. Die Grenze ist nicht weit, manchmal treffe ich Leute, die von drüben kommen. Sie erzählen, dass auf der anderen Seite der Grenze starke Kriegsvorbereitungen getroffen worden sind. Es wird schon lange erzählt, aber bisher habe ich es nicht geglaubt. Ich dachte immer, dass man sich drüben gar nicht mit uns beschäftigt. Aber die Ereignisse der letzten Zeit beunruhigen angeblich auch sehr die Leute von drüben.“

Ich höre ihm nicht genau zu. Ich betrachte eher sein Gesicht.

Er schwitzt.

Er scheint aufgeregt.

„In den Zeitungen drüben ist viel von Krieg die Rede. Von Weltkrieg. Und davon, dass ab morgen Kriegszustand herrscht. Ab morgen früh. Und dass die Terroristen, die das Attentat begangen haben und sich seither außerhalb der Stadt in irgendeinem Bunker versteckt halten, sich ergeben müssen. Spätestens bis acht Uhr morgen früh, sonst geht die Kriegsmaschinerie los. So sagen es diese Leute. Und dass dann internationale Streitkräfte zu uns kommen. Auch das wird erzählt. Und wenn das wahr ist, dann wird hier die Welt ganz anders werden. Sie öffnen vielleicht sogar die Grenze. Ich wollte nur, dass du das weißt.“

Ich betrachte das Gesicht des Pfarrers. Es ist so wie damals, als das Magere Mädchen starb.

So, als ob er sich für irgendwas schuldig fühlen würde. Als ob er sich für irgendwas rechtfertigen müsste.

Ich betrachte das Gesicht des Pfarrers, dann denke ich an meine Mutter.

Ich stelle mir vor, was sie jetzt wohl dem Pfarrer sagen würde.

„Ich danke Ihnen, Hochwürden. Ich danke Ihnen für die Möglichkeit, hier, bei Ihnen sein zu dürfen. Ich danke für Ihre Hilfe, ich danke für alles. Meine arme Mutter würde das auch sagen. Ich brauche nur ein paar Tage Ruhe, dann fange ich wieder an zu arbeiten.“

„Du hast die richtige Entscheidung getroffen“, sagt der Pfarrer. „Natürlich sollst du dich ausruhen, Anna, solange du willst. Du brauchst nichts zu machen. Mit dem Haushalt komme ich auch selber zurecht. Du hast das Recht auf Ruhe. Und beruhige dich. Du wirst sehen, es wird sich schon alles fügen.“

Es dämmert. Jetzt müsste ich die Tiere füttern.

Ich bete ein bisschen vor dem Altar, dann nehme ich vom Tisch mit den Reliquien die digitale Armbanduhr des Pfarrers, die er noch von Yuri bekommen hat.

Ich binde sie ans Handgelenk. Die kann ich noch gebrauchen.

Sie zeigt 5 Uhr 20 Minuten.

Ich betrete die Waschküche, gehe zur Wand gegenüber der Tür, berühre sie mit der Hand, sie ist angenehm kühl. Es tut mir gut.

Dann löse ich entschlossen einen Ziegelstein aus der Wand.

Aus der Höhle hinter dem Ziegelstein nehme ich den kleinen Leinensack raus. Ich öffne ihn, betrachte in ihm den Schmuck, das Gold, die Geldstücke, die Perlen.

Dann nehme ich auch den Revolver in die Hand, ich spüre, dass die Berührung des kühlen Metalls mich beruhigt.

Den Leinensack und den Revolver hänge ich an einer Schnur um den Hals, dann verlasse ich das Pfarrhaus.

Die Sonne ist schon aufgegangen.

Die Straße ist leer, vollkommen ausgestorben. Nur ein Militärlastwagen kommt mir entgegen.

Ich erreiche den Garten von Amelie und ihrer Großmutter.

Ich trete ein. Ich schließe die Tür ganz leise hinter mir, obwohl ich weiß, dass ich allein bin, dass niemand zuhause ist, der zuhause sein sollte.

Sie sind beide tot.

Ich gehe zum Keller, aber noch davor nehme ich im Haus, in Amelies Zimmer eine Petroleumlampe an mich.

Im Keller kenne ich mich aus. Ich betrete in aller Ruhe den Tunnel. Ich gehe selbstsicher in den ersten, dann in den zweiten *Saal*.

Alles ist vollkommen verlassen, unverändert.

Nur die Ratten rühren sich, aber auch sie nur leise. Als wären sie auch noch ein bisschen müde.

Es ist früh.

„Bis zur Grenze sind es noch 12 Kilometer. Der Tunnel ist bis zum Ende begehbar.“ lese ich auf der bereits bekannten Tafel.

Ich gehe los in Richtung Grenze.

Ich weiß nicht, ob ich jemandem begegnen werde. Ich umklammere den Revolver.

Er ist geladen. Ich bin zu allem bereit.

Die Ratten sind immer noch leise. Sie stören mich nicht.

Der Weg ist ganz gut, der Tunnel ist ziemlich geräumig. Ungefähr nach allen fünfhundert Metern erreiche ich einen neuen Saal, wo die Luft viel besser ist als in den anderen Teilen des Tunnels.

Es scheint, dass durch die Decke der Säle frische Luft reinkommt. Ich habe den Eindruck, dass ich da unmittelbar unter der Erdoberfläche bin.

Es kann natürlich auch sein, dass die Luft durch eine geheime Röhre hereinströmt.

Durch einen *Luftschacht*.

Ich habe einmal vom Pfarrer gehört, dass man in den Tunneln *Luftschächte* zur Versorgung mit frischer Luft benutzt. So hat er das einmal gesagt.

Manchmal, in einem der Säle setze ich mich auf den Boden und ruhe mich aus.

Ich weiß, dass die Grenze noch weit ist. Das andere Land, die freie Welt, von der wir so viel geredet haben mit Amelie.

Wenn es sie überhaupt gibt.

Amelie hat immer gesagt, dass die freie Welt jenseits des Berges liegt.

Sie hat auch gesagt, dass der Tunnel unter dem Berg durchführt, und auf der anderen Seite beim Tal rauskommt.

Genauer gesagt, da ja die Rede von der anderen Seite des Berges ist, der Tunnel erreicht *oberhalb* des Tals die Oberfläche.

Ich mache eine Pause. Ich war bereits in mindestens zwanzig Sälen. Er will nicht aufhören, dieser unterirdische Weg.

Aus diesem Saal gibt es keinen weiterführenden Weg. Ich bin da, in einem der Säle, und der Tunnel geht nicht weiter.

In meiner Lampe gibt es kaum noch Petroleum.

Die Luft ist gut hier, ganz frisch. Noch viel besser als an den früheren Rastplätzen.

Es scheint so, dass ich am Ende des Weges angelangt bin. Wenn es einen Ausgang gibt, dann muss er irgendwo hier sein. Wenn es keinen gibt, dann gibt es eben keinen. Dann ist alles aus.

Ich bin müde.

Ich möchte rausfinden, woher diese frische Luft kommt. Damit ich hier rauskomme.

Die Ratten: Es gibt kaum noch welche. Im Licht meiner Lampe sehe ich, wie eine Ratte vorbeikommt, und in einer Ecke des *Saales* in der Erde verschwindet.

Es kann sein, dass der Ausgang dort ist, wo die Ratte verschwunden ist. Ich gehe hin, ich kratze mit den Händen die Steine und die Erde.

Der Boden ist weich. Er lässt nach.

Meine Hand gelangt ins Leere. Irgendein Hohlraum oder so etwas.

Vielleicht ist das, wo meine Hand hinlangt, vielleicht ist das schon die andere Seite des Berges.

Ich weiß es nicht. Vielleicht ja. Vielleicht ist das schon die Oberfläche, was meine Hand erreicht hat.

Ich spüre keine Freude, nur Müdigkeit.

Ich bin so geschwächt, dass ich mich setzen muss, um mich ein bisschen zu erholen.

Offenbar führt hier der Weg ans Tageslicht. Die Ratten kennen sich aus.

Ich habe nur noch ganz wenig Petroleum. Am Handgelenk habe ich die Uhr des Pfarrers. Es ist eine Digitaluhr, wenn ich einen Knopf drücke, leuchtet sie im Dunkel.

Es könnte später, wenn ich wirklich im Dunkel bleibe, nützlich sein.

Ich drücke auf den Kopf, die Uhr leuchtet.

Sie zeigt 7 Uhr 30 Minuten.

Ich bin seit zwei Stunden unterwegs, hier unter der Erde. Und wenn der Pfarrer die Wahrheit gesagt hat, dann bricht in genau dreißig Minuten der Krieg aus.

Wenn der Pfarrer die Wahrheit gesagt hat.

Es ist still um mich herum. Ich ruhe mich aus.

Aber auch während ich ruhe, beobachte ich die Ratten.

Wo sie hingehen, da werde ich auch hingehen.

Weil da die Freiheit ist.

Ich bin vollkommen allein.